

Carl Sørensen:

## Vier färöische Novellen



Übertragen aus dem Dänischen von Detlef Knop  
D-59174Kamen  
2012

nach **Sørensen, Carl:**  
**Fra Færø / Fire Fortællinger \***

Det Schuboeske Forlag  
København  
1906

1.

## Das Kinnstück

Das Meer lag, ausatmend nach einem Sturm, in einer schwerfälligen Dünung. Nach und nach schob es sich unter den Steven eines Bootes, hob es auf seinen Rücken, wiegte es hin und her, als ob es sein Gewicht prüfen wollte und glitt dann hinten heraus, wobei es die Bootswand gleichsam im Übermut seiner hünenhaften Kräfte gutmütig knuffte.

Als die Dünungswoge unter ihm herausrollte, schwebte der Vorderstevan eine Sekunde lang in der Luft. Dann fiel er platschend auf die Meeresoberfläche hinunter, so dass das Wasser zur Seite spritzte. Das Boot glitt nun langsam in das Wellental hinab und begann aufs neue, über die nächste Woge zu kriechen.

So hatte es den ganzen Tag gelegen, von Sonnenaufgang an. Ununterbrochen schlingerte es über die Wellentäler, von Woge zu Woge. Bald lag es tief unten, mit sich nach allen Seiten neigenden Wasserwänden, bald lag es unsicher schwankend auf dem Kamm eines Wellenberges, und dann konnte man weit draußen Fischer sehen, die hart arbeiteten und müde auf großen, trägen Wogen der Küste zutrieben, die wie eine schwarze, gezackte Wand vier Meilen voraus aus dem Meer auftragte.

Sie waren zu dritt in dem Boot. Auf der mittleren Ruderbank saß Elias, eine magere, zähe Gestalt, gezeichnet von Wind und Wetter. Die Haut seines Gesichtes und seiner Hände war braun und runzelig, als ob sie verbrannt sei, und sein Haar, die beiden hervorstehenden Büschel über seinen Augen sowie der lange weiche Bart waren verwelkt und grau wie Asche. Die gesamte Gestalt sah aus, als ob ihr das Leben ausgegangen sei, gleich einer gierigen Flamme, die erst erlosch, nachdem alle Leibeskräfte verzehrt worden waren. Aber dann und wann verriet ein Funke in seinen Augen, dass da noch ein wenig Glut unter Asche glimmte.

Elias gehörte zu den herausragenden Männern des Dorfes. In seiner Jugend zeigte er sich gewandt und tüchtig, doch nicht so sehr bei der Arbeit wie bei Tanz und Vergnügen, wie bei Trank und Spiel. Später war er, als jemand, der mit Erfolg einiges gewagt hatte, zu einer der wegweisenden Persönlichkeiten des Ortes geworden.

Nun war er gealtert, ein wenig verbittert und hatte sich den Flaschen zugeneigt. Das sei wohl ziemlich richtig, wie der Kaufmann zu sagen pflegte, bei einem Menschen, der es nicht ertragen könne, alt zu werden. Und Elias war so ein Mensch.

Elias war nun 70, aber immer noch rüstig und flink wie ein junger Mann, wenn sich nicht gerade die Gicht mit ihm einließ. Aber die konnte plötzlich über ihn kommen und ihn beim Genick fassen, als wäre er ein Kätzchen und ihn zusammenklappen wie ein Taschenmesser. Dann biss er die Zähne zusammen und wurde blass vor Wut - und danach war es für eine längere Zeit nicht gut, sich ihm zu nähern.

Elias saß also, wie gesagt, auf der mittleren Ruderbank und zog ganz langsam an den Riemen. Er sollte nur darauf achten, den Steven gegen die Dünung zu richten und so mit Hilfe der Klippen spitzen an Land auf die Stelle zu halten, wo der Fisch stand.

Auf der Ruderbank im Heck saß ein Mann mittleren Alters, klein, aber gedrungen und stark gebaut. Die Borsten seines kräftigen roten Haares und seines Vollbarts sträubten sich in alle Rich-

tungen wie die Stacheln eines Igels und umgaben sein scharfes, energisches Gesicht mit einem gewissen Glorienschein. Er hieß Thomas und war von den Leuten, die sofort kräftig zupacken aber recht unangenehm sind, wenn sie, was leicht passieren kann, in Zorn geraten. Er holte seine Fangleinen mit kurzen, energischen Zügen ein. Als echter Fischer hielt er es genau mit der Zahl seines Fanges wie auch mit der des zweiten Fischers.

Der zweite Fischer, Johannes, hatte seinen Platz vorn. Er war ein junger Bursche von knapp 20 Jahren, lang und aufgeschossen. Er hatte seine Leinen auf der anderen Seite des Bootes ausgelegt und holte sie nun mit langen, gleichmäßigen Zügen ein. Nach und nach, wie der Tag vergeht, hatte sich sein Rücken mehr und mehr gekrümmt, während er einen Kabeljau nach dem anderen ins Boot holte; er hatte es längst aufgegeben, sie zu zählen. Nun stand sein Rücken nach hinten heraus gespannt wie ein Flitzebogen. Seine Nase war groß und kräftig, sein Kinn blutete und seine Backen schmerzten und röteten sich.

Eine große Welle kam rollend heran und hob das Boot hoch empor. Augenblicklich ließ Elias seinen Blick den Horizont entlang schweifen, um nach den anderen Booten zu sehen, die zum Fischfang auf dem Meer verstreut lagen. Die meisten hatten bereits ihre Leinen eingeholt, das kleine Rahsegel gehisst und sich nun heimwärts gerichtet. So blickte auch er sehnsüchtig dem Land entgegen; er hatte das Ganze längst satt.

So beugte er sich über die Reling und spuckte weit hinaus.

„Ich denke nicht, dass das noch etwas bringt“, bemerkte er gleichmütig, „zumal es jetzt ja auch bald dunkel wird.“

Thomas hob den Kopf von seiner Leine auf und schaute hastig Richtung Land, um sich zu vergewissern, ob sie noch mitten auf dem Meer waren. Dann schaute er hinunter auf den Boden des Bootes, wo der Fang lag und füllte ihn weiter auf.

Er wusste genau, was Elias ihnen einreden wollte, aber er hatte keine Eile, nach Hause zu fahren, selbst wenn der Fang bereits völlig akzeptabel war.

Er zog wieder fest an den Leinen.

„Wir könn'n noch mehr bekomm', un' 'nen Heilbutt sollten wir auch ha'm!"

Das Wort „Heilbutt“ brachte gleichsam etwas Leben in den Burschen vorne. Augenblicklich wurde sein Rücken etwas gerader und er richtete sich auf. Aber als kein Heilbutt kam, fiel er rasch wieder zusammen. Er hatte so bestimmt erwartet, dass sie heute einen richtig großen Heilbutt fangen würden, und er war überzeugt davon, dass gerade er ihn bekommen sollte. Das wäre ja so ein passender Anlass gewesen, Sanne zu erzählen, was er von ihr hielt!

Aber allmählich, so wie der Tag verging, und sie immer und immer wieder nur Kabeljau fingen, war seine Hoffnung geschwunden, hatte er das Interesse verloren.

Aber natürlich, wenn ein Heilbutt käme, dann ...

Doch es kam keiner.

Da gab es einen Ruck an der Leine. Er zog noch einmal ruckartig. Der Fisch blieb hängen, er holte ihn ein und sah Wasser von der Leine rings um ihn spritzen. Die beiden anderen wandten sich ihm zu und sahen, dass es wieder einmal nur ein Kabeljau war, den er herauszog.

„Nein, der Teufel steht uns heute im Weg“, fluchte Thomas, „nicht einmal die kleinste Flunder können wir kriegen!“

„Scheiße mit dem Kleinkram“, sagte Elias und spuckte, indem er aufs Land stierte.

„Wenn wir einen großen bekämen, dann... - Aber heute kriegen wir nichts Gescheites. Nein, nein. Heute sind wir auf keinem glücklichen Kurs. Aber einen hübschen Fang haben wir da, wir haben es jedenfalls nicht nötig, uns zu schämen, wenn wir heimkehren!“

„Ja, ja. Wir können wohl noch was bekommen, wir können wohl noch was bekommen,“ sagte Thomas; er fing an, über das Heimweh des anderen wütend zu werden.

„Was sagst du, Johannes?“

Aber Johannes sagte nichts. Er hatte noch genug damit zu tun, seinen Kabeljau einzuholen.

„Nein. Er sagt nichts, und das ist ganz vernünftig. Es gibt Tage, da hat man einfach kein Glück. Das wissen wir beide, du und ich. Bitte, Thomas, das kann doch nichts nützen zu liegen und zu warten - wir bekommen heute keinen Butt. Glaube mir, Thomas. Ich bin ein alterfahrener Fischer, sag ich dir.“

Thomas hatte keine Zeit zu antworten, denn jetzt hatte ein Fisch angebissen und er musste ihn einholen.

Elias gähnte: „Was, du hast auch noch einen Kabeljau gefangen? Ja, ja. Davon haben wir schon genug“ - und zeigte höhnisch mit dem Fuß auf den Kabeljauhafen am Boden des Bootes.

Thomas, der im Sitzen gerade seine Leine einholte, stand plötzlich auf. In seinem Gesicht ging eine seltsame Veränderung vorstatten, und - indem er die Leine mit beiden Händen hielt, erhob er sich halb von der Ruderbank. Die Leine war gespannt wie eine Bogensehne - und, obwohl er mit aller Macht mit beiden Händen zog, konnte er sie kaum einholen.

Die beiden anderen wurden aufmerksam. Elias ließ die Ruder Ruder sein und beugte sich gespannt vornüber. Und Johannes, der gerade seinen Kabeljau ins Boot bekommen hatte, nahm sich nicht einmal die Zeit, den Haken herauszunehmen, sondern ließ, als er aufstand, sowohl Leine als auch Kabeljau einfach ins Boot fallen.

„Ist er das?“, fragte Elias.

„Gut, wenn's so wäre“, lautete die Antwort von Thomas, der über die Leine gebeugt stand.

„Der ist groß, was?“

Aber Elias bekam keine Antwort, denn im selben Augenblick stellte sich das Boot schräg und schlug mit einem schweren „Klatsch“ in ein Wellental hinunter, so dass Wasser über die Männer spritzte. Johannes, der im Bug aufgestanden war und mit aufgerissenem Mund und Augen auf Thomas' Leine gestarrt hatte, taumelte hinunter auf die Ruderbank.

„Zum Teufel, pass doch auf deine Ruder auf, du Fischkopf!“

Thomas war gereizt, und seine Leine glitt nun mit Leichtigkeit über die Reling.

„Ist er weg?“ fragte Elias kleinlaut und fing an, wieder die Ruder zu bewegen.

„Natürlich. Weshalb konntest du Teufel auch nicht aufpassen!“

Thomas hatte sich hingesezt und holte ärgerlich die Leine ein.

„Zum Teufel, Kerl, beeil dich, die Leine wieder auszulegen. Er muss hier noch in der Nähe stehen!“

Johannes beeilte sich, Hering als Köder an den Haken zu hängen und ließ die Schnur über Bord plumpsen und zum Grund sinken. Aber Elias, der gewisse Schuldgefühle hatte - es war ja vielleicht so, dass der Heilbutt nur entkommen war, weil er nicht auf die Ruder aufgepasst hatte -, versuchte sich zu rechtfertigen:

„Hm, na ja, das passiert schon mal, dass einem die Biester entkommen.“

„Das macht der Teufel, der macht das,“ entgegnete Thomas. Er war damit fertig, den Kabeljau einzuholen, so dass er die Leine wieder nach dem Heilbutt auslegen konnte.

„Das ist nicht witzig, wenn ein anderer da herumsitzt und einen hereinreißt“, beklagte er sich, „wo doch alles ruiniert wurde, nur weil du nicht auf die Ruder aufpassen konntest.“

Aber jetzt wurde Elias wütend. Er hatte lange genug den Märtyrer gespielt, nun war er die Rolle leid und lehnte sich vorwärts über die Ruder auf Thomas zu:

„Nun werde ich dir mal was sagen, bester Thomas. Und das ist, dass wir nur eines mit Gewissheit sagen können; nämlich, dass *du* es warst, der ihn entkommen ließ — ja genau !“

Und, indem er sich wieder zurücklehnte und einen langen Zug mit den Rudern machte, fügte er ein wenig leiser, gleichsam für sich selbst, hinzu: „Bestimmt war das ein Butt.“

Schnarrend rauschte das Senkblei mit dem langen Eisenbogen, von dessen Ende die Leinen mit den Haken hängen, über die Reling herein. Und als Thomas sich vorbeugte und eine Schnur ergriff, die straff wie ein Saite gespannt war, zog er einen Kabeljau von etwa einem Dutzend Pfund ins Boot.

„Das war ja immerhin ein hübscher Fisch,“ bemerkte Elias versöhnlich. Es kam ihm ja so vor, wenn er alles in Betracht zog, dass er das letzte Wort in dem Streit gehabt hatte.

Doch Thomas war mit seinen Leinen beschäftigt, er hatte auch die zweite Leine eingeholt und sah nun, dass der Hering am Haken unangetastet war. Deshalb wendete und drehte er den gefangenen Kabeljau.

„Schau her,“ sagte er und hielt den Kabeljau Elias vor die Nase. „Hier hatte sich das Biest in den Kabeljau verbissen.“

Elias untersuchte die Bissstelle: „Das hier war ein großer Bursche, ja doch.“

Johannes war vorn aufgestanden und schaute über Elias' Kopf auf die Bissstelle. Die Leine hielt er noch in den Händen und bewegte sie mechanisch auf und ab. — Plötzlich straffte sie sich, und er konnte sie nicht mehr händeln. Ob sie sich wohl an einem Stein auf dem Grund verfangen hatte?

Er zog mit beiden Händen — und brachte ein paar leere Haken herauf. Deshalb zog er noch einmal mit aller Kraft und bekam wieder nur blanke Haken hinein. Was zum Teufel war das?

Thomas, der ihn beobachtet hatte, ließ den Kabeljau ins Boot fallen, setzte seine Hand auf Elias' Schulter und machte einen Satz nach vorn: „Sei vorsichtig, Junge, zum Teufel noch mal, ganz vorsichtig! Zieh langsam, ganz langsam, sonst reißt du noch alles in Stücke.“

Die Ermahnung war insoweit überflüssig, als er schon selbst die Leine ergriffen hatte und sie zu sich einholte.

„Hm!“ grunzte Elias und wandte sich halb um. Aber dieses Mal passte er auf und manövrierte sorgfältig mit den Rudern.

„Vorsichtig, ganz langsam, unbedingt vorsichtig,“ ermahnte sich Thomas, der da stand und selbst die Leine einzog.

Johannes, der zur Seite geschubst worden war, saß auf der Ruderbank und wusste nicht, was er noch mit seinen Händen anfangen sollte. Er meinte, dass es überflüssig sei, einen anderen zu ermahnen, wenn man ihm gleichzeitig die Leine aus den Händen risse und sich damit seines Fanges bemächtige, und er machte in einem kläglichen, schmollenden Ton Thomas in diese Richtung aufmerksam.

Thomas zog noch ein paar Griffe.

„Ja, so nimm sie doch,“ sagte er und hielt Johannes die Leine hin. „Aber sei vorsichtig damit, ganz vorsichtig, Bursche!“

Es war offensichtlich, dass er die Schnur nur mit Widerwillen abgeben wollte, aber ebenso unwillig zeigte sich Johannes, als er sie annehmen sollte. Aber schließlich war es ja sein Fisch, oder, um es noch genauer zu sagen, sein erster großer Fisch.

Johannes holte langsam und vorsichtig ein, während Thomas da stand und zuschaute, vornüber gebeugt und augenscheinlich bereit, bei der nächsten Gelegenheit einzugreifen.

Elias saß dem halb zugewandt und manövrierte wachsam und geübt das Boot gegen die See, die auf den Steven zurollte. Dabei murmelte er sich halblaut die Ermahnungen in den Bart: „Ruhig, ruhig, nicht so hektisch, nicht so hektisch, nur ganz ruhig! Da haben wir einen von den boshaften. Das kanns'te glau'm!“

Er lehnte sich zurück und zog mit einem sicheren Riemenzug das Boot auf eine hohe Woge hinauf. Als die See unter dem Boot hinwegglitt, hielt er inne, dann aber zog er es auf die nächste Woge. — Spannend war das ja mit solch einem Fisch. Elias hatte gleichsam Bauchschmerzen vor Spannung, obwohl er ein alter Fischer war und schon viele Heilbutte gefangen hatte. Aber dies schien ja auch ein besonders großer zu sein.

Johannes wunderte sich darüber, wo der Fisch plötzlich geblieben war; man konnte kaum glauben, dass er wieder weg war. Doch plötzlich straffte sich die Leine und wurde so schwer, als trüge sie einen Felsbrocken. „Sei jetzt vorsichtig, Bursche“, ermahnte Thomas, während er sich vornüber beugte und die Hände vorstreckte und mit ihnen gleichsam in die Luft griff. „Sei endlich vorsichtig!“

Elias saß ganz schräg auf der Mittelbank und drehte sich mehr und mehr nach vorn, während er mit seinen Rudern wahre Kunststücke vollbrachte.

„Ruhig, ganz ruhig,“ brummte er. Aber es war eher die See als die Fischer vorn im Boot, die er so ermahnte. Er fühlte eine merkwürdige Unruhe über sich kommen, besonders in den Beinen und dann ergriff das Kribbeln den ganzen Körper; das war doch echt spannend mit solch einem Fisch!

„Vorsichtig, vorsichtig!“ mahnte Thomas. Er griff die Leine weit nach hinten ab, schlang das Ende mit beiden Fäusten um die Reling und klemmte es dort ein.

Es war jedoch völlig sinnlos mit diesen Ermahnungen, da der junge Mann nur unter Aufbietung aller Kräfte die Leine lediglich Zoll um Zoll über die Reling ziehen konnte. Er lag zurückgelehnt, mit beiden Füßen vom Boot abgestemmt und war vor Anstrengung bereits blaurot im Gesicht. Er wollte nicht aufgeben; aber schließlich blieb ihm nichts anderes übrig. Freiwillig reichte er Thomas die Leine, der sie wortlos ergriff, während sich Johannes auf die Ruderbank setzte und verschnaupte.

Endlich kam der Fisch an die Oberfläche. Es war ein richtig großer Heilbutt, der um sich schlug, so dass es im Boot knackte und Wasser über die Reling hereinschwappte.

Thomas kniete auf dem Boden des Bootes und hielt die Leine, während er wütend auf den Fisch starrte. Er konnte auch nicht mehr.

Johannes saß und glotzte ratlos auf den mächtigen Fisch. Aber Elias schmiss die Ruder hin und hatte schon das eine Bein über der Ruderbank.

Doch Thomas konnte den Fisch nicht mehr fest genug halten und ließ den Fisch gehen, erst langsam, dann schneller und schneller. Der fuhr zum Grund wie ein dicker schwerer Stein, während die Leine über die Reling entglitt.

„Hm,“ sagte Elias und zog wieder fest an den Riemen. „Das war ein schwerer Bursche, ja doch.“

„Das war er," stöhnte Thomas. Er konnte kaum das Gleichgewicht wiederfinden, und seine Arme hingen lose herunter. „Aber es war im Leben nicht möglich, den ins Boot zu holen!"

Thomas hatte nun die Leine völlig losgelassen, die nun mit reißender Fahrt abrollte. Nun entdeckte Johannes plötzlich, dass er mit einem Stiefel in der Leine steckte und begann mit den Beinen zu zappeln.

„Zieh' den Stiefel aus", brüllte Thomas. Und als der andere sich bedankte, ergriff er den Stiefel und zog ihn aus; im selben Augenblick rauschte der über die Reling hinaus und verschwand mit einem „Plumps" im Wasser .

„Bist du verrückt, Bursche?" schimpfte Thomas. „Ist das eine Methode, die ich dir geraten hatte, als du Teufel dich in Acht nehmen solltest? Du hättest dir das Bein brechen können wie eine Pfeifenspitze!"

„Was ist los?" kam es interessiert von Elias.

„Was los ist? Er hätte sich das Bein wie ein Streichholz brechen können," schimpfte Thomas weiter.

Da tauchte der Stiefel achtern wieder auf. Es glitt ein Lächeln über das Gesicht des jungen Mannes. „Da ist ja wieder", rief er und zeigte mit den Fingern darauf.

„Ja, das ist er", sagte Elias und schaute nach dem Stiefel, der mit der Sohle nach oben auf der Wasseroberfläche schwamm.

Aber Thomas hatte schon wieder die Leine ergriffen, die nun abgerollt war.

„Ruder los! Fahr mit dem Boot vorwärts!", kommandierte er.

„Ich will zuerst meinen Stiefel wiederha'm," protestierte Johannes.

„Scheiß auf den Stiefel, den kannst du jederzeit kriegen. Du willst doch auch den Fisch ha'm, glaube ich. Es ist ja dein Fisch."

„Ja, aber es ist auch mein Stiefel," protestierte der Junge. „Ich will zuerst meinen Stiefel ha'm."

„Ihr seid mir vielleicht hübsche Fischer," blaffte Thomas.

Da entschied sich Elias, der zuvor im Zweifel gewesen war, was zu tun sei und begann nach dem Stiefel zu angeln: „Gut, er soll seinen Stiefel haben."

Er beugte sich über die Reling und hob den Stiefel ins Boot. Dann ruderte er vorwärts, um das Boot lotrecht über den Fisch zu bekommen, der sich an einem Platz unten auf dem Grund festgebissen zu haben schien.



Thomas war bereits dabei, die Leine einzuholen, aber er ermüdete schnell - er war noch recht ermattet von seinem Schlagabtausch mit dem Fisch - und überließ Johannes die Leine.

Auch der wurde schnell müde. Elias hatte die ganze Zeit da gesessen und genau das erwartet: „Pass auf's Boot auf, und lass mich das machen!“

Er zog die Leine wie ein besonnener und kundiger Fischer ein, ohne sich zu überhasten, selbst wenn es leicht ging, und er sich nicht zu sehr anstrengen musste, aber auch, wenn der Widerstand des Fisches stark war. Es war ihm eine Genugtuung, als Älterer seine Überlegenheit über die beiden anderen zu zeigen. Und als er meinte, sie hätten wieder genug Kraft geschöpft, überließ er ihnen gelassen wieder die Leine und ging zurück zu seinen Ruderriemen. So bekam er trotzdem den wahren Ruhm, den Fisch gefangen zu haben.

Es war etwa ein Dutzend Minuten vergangen, da hatten sie den Fisch wieder an der Oberfläche. Er hatte diesmal nicht so viel Widerstand geleistet und war, als er auftauchte, erkennbar schwächer geworden.

„Reich mir den Greifhaken <sup>1</sup>,“ rief Thomas Elias zu, der nun wieder an den Rudern saß. „Der Greifhaken, der Greifhaken. — Ja, zum Teufel, wo ist der Greifhaken abgeblieben?“

Keiner hatte bis jetzt an den Greifhaken gedacht.

Elias stand nahezu auf dem Kopf, während er in dem Fischhaufen herumwühlte und wie ein türkischer Seeräuber fluchte.

„Beeil dich, Johannes, und hilf ihm, den Greifhaken zu finden!“

Aber Johannes war nicht schnell genug.

„Halt dann den Fisch fest, während ich suche. Aber pass gut auf ihn auf!“

Endlich gelang es Thomas, den Greifhaken vorn unter dem Kabeljauhaufen zu finden. Aber als er gerade damit ankam, entzog der Fisch Johannes alle Kraft und verschwand wieder.

„Zum Teufel, das habe ich mir doch gleich gedacht!“

Thomas schmiss den Greifhaken hin, ergriff die Leine und wickelte sie um eine Ruderbank. „So, jetzt bist *du* das, kapiert du!“

Es war ihm gelungen, den Fisch aufzuhalten, und jetzt fing er an, ihn sorgsam wieder hinaufzuziehen.

„Das ist ein Wunder Gottes, dass er da noch dranhängt,“ sagte Elias und spuckte resigniert aus. Es wurde ihm bewusst, dass er nicht die Ehre bekam, den Fisch einzuholen.

Zum dritten mal war der Fisch an der Oberfläche. Er war jetzt so ermattet, dass er nur noch die Kraft hatte, ein paar leichte Schläge mit der Schwanzflosse zu machen.

Thomas machte mit der Leine eine Schlinge um die Ruderrolle und reichte sie dann Johannes.

„Pass diesmal besser auf ,“ ermahnte er ihn. Dann hob er den Greifhaken mit beiden Händen und hieb das große Eisengerät in den Kopf des Fisches.

„Nun, das ist es. So komm dann.“

Er und Johannes knieten nun beide auf dem Boden des Bootes und befestigten die Enden so weit weg wie möglich an der anderen Reling, um das Boot im Gleichgewicht zu halten.

„So, Schluss damit. — Eins, zwei, los — Ahoi.“

Die beiden Männer sprangen auf, so dass das Boot unter ihnen erzitterte.

Elias hatte sich derweil weit nach hinten über die andere Reling gelehnt, so dass er fast im Wasser lag.

Eine Augenblick lang lag der mächtige Fisch auf der Bootsante und drückte sie herunter, so dass Wasser über die Reling strömte. Dann rutschte er mit einem schweren, fetten „Klatsch“ auf den Boden des Bootes hinunter, und sofort waren beide Fischer mit ihren Messern zur Stelle.

Er klatschte noch ein paar mal kräftig mit der Schwanzflosse, dann war er tot.

„Zum Teufel mit dem Kerl,“ sagte Thomas. Er hatte sich erhoben und trocknete sein Gesicht mit den Hemdsärmeln ab.

„Ja, der ist echt groß,“ räumte Elias ein, der den Fisch mit Kennerblick musterte. „Und feist, wohl an die hundert Pfund.“

Johannes sagte nichts. Er saß auf der Ruderbank, blass vor Anstrengung und sah aus, als ob er Schmerzen hätte.

Thomas war froh, wie das bei einem echten Fischer bei einem großen Fang eben so ist. Und in seiner Freude über den Heilbutt klopfte er Johannes auf den Rücken und versicherte ihm, dass er sich tapfer geschlagen hätte und wohl auch ein guter Fischer werden würde. Johannes akzeptierte zwar den Klaps, sah dabei aber nicht wirklich überzeugt aus.

„Du bist doch wohl nicht krank, Junge?“ fragte Elias.

Johannes schüttelte den Kopf und stand auf, um den anderen zu beweisen, dass er nicht sonderlich geschwächt war.

„Ja, lass uns zusehen, das wir nach Hause kommen.“

Jetzt erst sahen sie, dass es rings um sie dunkel geworden war. Die Wellen waren ein wenig niedriger geworden, und das Meer war schwer und dunkel wie geschmolzenes Blei. Das Land schimmerte nur noch schwach wie ein dunkler Schatten, der sich weit gegen den grauen Himmel abhob. Draußen auf dem Meer war der Himmel kohlschwarz, und der Wind fing an, von dort her in Richtung auf das Land aufzufrischen

Eins, zwei, drei wurde der Mast aufgerichtet und das Rahsegel gesetzt, und schon sauste das Boot heimwärts.

Im Heck saß Elias und steuerte. Direkt vor ihm saß Johannes, der sich nach der Aufregung nun wieder gefasst hatte und das Schot hielt. Und vor ihm auf der Mittelbank, gleich hinter dem Mast, saß Thomas und hielt das Schwert. Es galt aufzupassen, was sich aus diesen Winden entwickeln könnte.

Auf dieser Fahrt wurden nicht viele Worte gewechselt. Rasch ging es vorwärts, so dass sie in dem grauen Halbdunkel das Land wie einen schwarzen, drohenden Schatten gleichsam vor sich wachsen sehen konnten.

So kamen sie dicht unter die fast senkrechte Felswand, die sich in der Dunkelheit über das Boot zu neigen schien, und schon rauschte es um die Landspitze, wo die Brandung bereits mit harten, schweren Schlägen gegen die Klippen toste und ihren gespentischen Schaum hoch in das Dunkle schleuderte.

Nun waren sie im Lee der Landspitze. Das Segel wurde gesichert und das Steuerruder ins Boot geholt. Und alle drei legten die Riemen aus, um das letzte Stück der Küste entlang zum Dorf zu rudern.

Die Ruder fielen schwer ins Wasser, mit ihrem Platschen erzeugten sie ein seltsames Echo vom Berg her. Die See war hier ruhig, und man konnte hören, wie das Wasser gurgelte und plätscherte, als es sich zwischen den Klippen im Uferbereich mit kaum wahrnehmbaren Schaumkronen vor der schwarzen Felswand hob und senkte.

Als sie an einer Felsnase vorbei kamen, geriet das erste Licht des Dorfes in Sicht. Und bald tauchte ein Licht nach dem anderen auf, große und kleine, hell glänzende und matt schimmernde, die unter dem dunklen Himmelsgewölbe wie Sterne strahlten. Und nun lag das Dorf vor ihnen, in der Dunkelheit leuchtend wie ein einsames Sternbild.

Die Fischer wandten sich auf der Ruderbank zur Seite und blickten auf die Lichter.

„Nun sind wir bald zu Hause,“ sagte Elias.

„Ja, das sind wir,“ sagte Thomas. „Und das ist auch gut so.“

„Ja, das war doch ein anstrengender Tag und ein langer Tag.“

„Aber Morgen fahren wir nicht aus. Die See wird jetzt unruhig.“

„Ja, so sieht es aus,“ fügte Elias hinzu. „Was sagst du, Johannes, bist du müdet?“

„Oh, ja.“

„Ja, das kann recht anstrengend werden.“

„Unsinn, Elias, nimm dem Jungen doch nicht den Mut. Nun sind wir ja auch bald zu Hause. — Na, Bursche, wer soll denn das Kinnstück<sup>2</sup> haben?“

Das erzeugte einen Ruck in dem Burschen. Hatte er nicht die ganze Zeit da gesessen und an das Kinnstück gedacht? Würde er sie überhaupt bekommen?

„Das Kinnstück?“ fragte er und das klang verständnislos.

„Ja, Jung'. Selbstverständlich das Kinnstück. Wer soll es haben? Es ist ja dein Fisch, deshalb solltest du das Kinnstück haben. Und du weißt bestimmt, dass man sein erstes Kinnstück der Liebsten gibt. So ist es nun mal Sitte und Brauch, und den willst du doch wohl nicht umstoßen?“

„Hä, hä,“ kicherte Elias.

Aber Thomas legte nach: „Na, Junge. Wem hast du das Kinnstück zugedacht?“

Johannes war recht froh darüber, dass er den anderen den Rücken zugedreht hatte, so dass sie nicht sehen konnten, wie er errötete. Es war so beschämend, wenn man in seinem Alter noch rot wurde!

„Ist es vielleicht deine Mutter, die sie haben soll?“, hakte Thomas nach.

„Nä—hä, das ist es bestimmt nicht, hm,“ kicherte Elias.

„Oder vielleicht deine Schwester. Was?“, versuchte es Thomas weiter.

„Hi, hi,“ gluckste Elias.

„Ja, natürlich, da haben wir es. Ja, ja, selbstverständlich ist es so.“

Thomas schien sich mehr und mehr seiner Sache sicher zu sein: „Das ist bestimmt deine Schwester, die sie haben soll, selbstverständlich.“

Thomas machte eine Kunstpause.

„Aber zum Teufel noch mal. Ich kann das nicht glauben. Nein, das ist doch ganz unmöglich.“

Thomas war in Stimmung geraten; er wollte sich einmal so richtig verlustigen.

„Hi, hi, hi,“ grientete Elias erwartungsvoll. So alt er war, so interessierte er sich doch immer noch für Liebesgeschichten.

„Nein, das ziemt sich nicht, das ziemt sich ganz und gar nicht,“ blieb Thomas dran. Dann gab er dem Ganzen eine andere Richtung: „Ist es vielleicht Sanne, die ihn haben soll?“

„Bestimmt. Das ist es bestimmt,“ nickte Elias.

Aber Johannes ließ die anderen reden und legte sich hart ruderdnd tapfer in die Riemen.

Jetzt waren sie unmittelbar dort vor dem Dorf angelangt, wo die Häuser ein Stück weit auf dem Berghang lagen. Die Häuser selbst konnten sie nicht sehen, aber die Lichter aus den Häusern schienen von oben herunter in die Dunkelheit hinein. Vorsichtig manövierten sie das Boot zwischen den kleinen Schären hindurch zum Anlegeplatz.

Thomas legte seine Ruder ab, ließ die Seemannsstiefel von den Füßen hinunter ins Boot gleiten und balancierte auf bloßen Strümpfen über die Ruderbank.

Ganz langsam schmiegte sich das Boot zwischen den Schärenbuckeln hindurch, die gleichsam schlaftrunken ihre schwarzen, tangbedeckten Häupter zu beiden Seiten des Bootes aus dem Wasser hoben. Der Kiel glitt schrammend über eine Schäre, und Thomas sprang mit den Fangleinen in den Händen auf die Klippen am Ufer.

Dort waren einige Leute, die schon auf das Boot warteten. Und man tauschte Grüße aus, Fragen und Antworten über den Fang, und das alles in einem leisen, sanften Ton, der mit der Dunkelheit ringsum verschmolz.

Die zwei im Boot hatten ihre Ruder abgelegt und hievten nun den Fang auf die Klippen, wo man die Fische aufschneid und wo die Eingeweide herausgenommen wurden. Schließlich kam der Heilbutt an die Reihe. Er wurde unten im Boot aufgeteilt. Alle schauten zu und bewunderten ihn.

Johannes bekam das Kinnstück, legte es zur Seite, und als niemand es sah, versteckte er es.

Die Nachricht vom Fang war im Dorf angekommen, und nun kamen einige Männer und Frauen mit Lattenkisten<sup>3</sup>, die an Riemen auf dem Rücken und an einem Band vor der Stirn hingen. Auf in die Klippen geschlagenen Stufen stiegen sie hinunter zum Ufer, bekamen den aufgeschnittenen Fisch zugeteilt, steckten ihn in die Kisten und verschwanden wieder oben in Richtung des Dorfes.

Dann kam das Boot an die Reihe; mit einer Winde wurde es auf die Klippe über dem Landeplatz gezogen und ins Bootshaus gebracht; hätte man es unten am Strand gelassen, wäre es möglicherweise durch die Brandung beschädigt worden.

Es war das letzte Boot, das heimgekommen war. Und die schwarzen Klippen der Landungsstelle lagen nun verlassen und einsam in der Dunkelheit, während der Wellenschlag den Fischabfall am Strand nach und nach verschluckte.

Elias und Thomas gingen schweigend über den Weg zum Dorf hinauf, dessen Lichter ihnen gleichsam wie mit ausgebreiteten Armen in der Dunkelheit entgegenkamen.

Sie waren müde und sprachen nicht miteinander, sie schlepten sich in ihren langen Seemannsstiefeln nur noch mühsam vorwärts.

Da wandte sich Thomas um und schaute zurück: „Wo ist bloß der Junge abgeblieben?“

„Hm, hm,“ krächzte Elias. Er ging langsam weiter, um nicht stehenbleiben zu müssen; es ist ja so schwer, wieder in Gang zu kommen, wenn man richtig müde ist und still steht. „Mir scheint, ich sehe sein Hemd dort drüben.“

„Ja, sollten wir nicht lieber auf ihn warten?“

„Hä, nein, das nützt gewiss nichts,“ sagte Elias nach hinten über die Schulter.

Aber Thomas war schon stehen geblieben und schaute zu den beiden Gestalten hinüber, die er in der Dunkelheit noch soeben erkennen konnte. Einen Augenblick lächelte er bitterlich, aber dann wurde er ernsthaft: „Quatsch, eine Frau sollte man haben, jedenfalls wenn es damit klappt, was man am besten kann.“

Und dann drehte er sich energisch auf dem Absatz um und ging heim zu seiner schwächlichen Frau und den acht kleinen Kindern.

Hinter einem großen Stein jedoch standen Sanne und Johannes und schauten sich an.

Es ist schwer, mit dem Reden anzufangen, wenn man verliebt ist, und es war so, als ob an diesem Abend etwas in der Luft läge

So war es Sanne, die beginnen musste: „Ihr seid heute Abend lange draußen geblieben.“

„Hast du Angst gehabt?“, fragte Johannes ungeschickt.

„Nein, das nicht gerade,“ schwindelte Sanne. „Wovor hätte das denn sein sollen?“

So kam es zu einer Pause; und wieder war es Sanne, die anfangen musste:

„Johannes, was ist das, du stehst da herum und versteckst was hinter dem Rücken?“

„Ja, was glaubst du?“

„Ich weiß nicht.“

„Rat 'mal!“

„Das ist wohl deine Angelschnur, Johannes,“ riet Sanne, obwohl sie längst gesehen hatte, was es war.

„Nein, nein,“ triumphierte der junge Mann.

„Was ist es dann?“

„Etwas für dich!“

„Für mich? Was kann das denn sein?“

„Ich sag dir's. Aber sag mir erst, ob du mich leiden kannst.“

„Ob ich dich leiden kann? Das ist ja komisch. Weshalb sollte ich dich nicht leiden können, Johannes?“

„Ja, ich meine, ob du etwas von mir hältst.“

„Hältst du denn was von mir, Johannes?“

„Ja, das tu' ich, Sanne. Da kannst du drauf bauen.“

Da machte Johannes einen großen Schritt nach vorn und hielt dem Mädchen triumphierend ein mächtiges Stück weißes Fleisch vor das Gesicht. Das war das Kinnstück.

„Bitteschön,“ sagte er.

„Nein doch, Johannes.“

Sanne war überwältigt: „Hältst du wirklich so viel von mir?“

## ANMERKUNGEN

- <sup>1</sup> Der Fanghaken, färöisch „kleppur“, ist ein schwerer Eisenhaken mit einem keulenförmigen hölzernen Griff. Er wurde benötigt, um besonders große Fische in die doch recht kleinen Boote holen zu können.
- <sup>2</sup> färöisch „lippa“ ist ein wertvolles Stück Fleisch von der Blindseite eines Plattfisches. Nach altem Brauch diente es dem färöischen Fischer bei der Brautwerbung.
- <sup>3</sup> Die hier wohl gemeinte Kiepe, färöisch „leypur“, ist ein traditionelles Gerät für Traglasten.



## 2.

### Hochzeit

Seit mehr als vierzehn Tagen hatte das Dorf Kopf gestanden. Ja, seit mehr sogar. Es war ja schon etwa ein halbes Jahr her, dass die Leute anfangen, sich über die Hochzeit zu unterhalten, und vor drei Monaten war in den benachbarten Dörfern bekannt gemacht worden, dass man eine Einladung erwarten könne.

Es war über alle Maßen geschlachtet worden, und massenhaft wurden Lammsteaks gebraten und „Skinsakjøt“<sup>1</sup> zubereitet. Es wurden Haufen von Backpflaumen, Rosinen, Korn, Saft und Farbe für die fruchtige Graupensuppe, Bohnen, Zichorie und Zucker für den Kaffee und außerdem 120 Liter Branntwein, 60 Liter Rum und 40 Liter Kognak eingekauft. Torten waren einige Tage zuvor in der Stadt auf der anderen Seite des Fjordes besorgt worden. Und zeitig am Morgen war das Zehnmannboot<sup>2</sup> über den Fjord gefahren; und nun wartete man nur noch darauf, dass es mit dem Priester zurückkäme.

Es war Herbst; im Herbst wird geschlachtet, und man kann selbstverständlich nur zur Schlachtzeit Hochzeit halten. Die Luft war klar und frisch, das Meer lag spiegelglatt, und am Himmel war nicht die kleinste Wolke zu sehen. Der Südwind der letzten Tage hatte noch die Körper der Enten aufgewärmt, die auf den zahlreichen Misthaufen des Dorfes lagen, und somit noch mehr Geschnatter als sonst hervorgerufen.

Die Hühner trippelten umher und pickten an den Abfällen auf den Misthaufen und kakelten und zeterten dabei, als ob sie alle alte Jungfern wären, die nie die Welt in ihrer Schönheit kennengelernt hatten. Und zuoberst auf dem Misthaufen stand der Hahn und sah tiefsinnig und hochzeitlich aus, als ob er es sei, der zur Heirat schreiten sollte.

Es lag eine festliche Stimmung über den kleinen geteerten Holzhäusern mit ihren vielen großen Misthaufen. Es lag eine festliche Stimmung über den schmalen Gassen, die sich zwischen den Häusern hindurchschlängelte, aber längs der Giebel zusammenbrach und sich ängstlich dünn machte, um nicht in die vielen Misthaufen zu geraten. Es lag eine festliche Stimmung über dem Berg, der seine mächtigen Zacken auf der anderen Seite der Bucht erhob, wo das Dorf seinen Landungsplatz hatte. Aber der Himmel war auch so leicht und hell und wölbte sich hoch, so hoch hinauf, als ob er sich nie wieder herablassen wollte, um an einen Berggipfel zu treiben und dort hängen zu bleiben.

Es lag eine festliche Stimmung über dem Himmel, dem Berg, dem Meer, den Häusern, den Misthaufen, den Enten, den Hühnern und über den drei Flaggen, die über drei der kleinen Holzhäuser des Dorfes hingen und tanzten. Alles sah so freudvoll und vergnügt aus, ausgenommen zwei Hunde. Die waren anlässlich des Festes obdachlos geworden und schlenderten nun umher und schnüffelten missvergnügt an allem herum.

Es war schon wunderlich, dass man nur Hühner, Enten und Hunde sehen konnte aber nicht einen einzigen Menschen. Das Dorf lag so ruhig und still, als sei es ausgestorben. Aber legte man

das Ohr auf die dünnen Bretterwände, konnte man es drinnen schnarchen hören, denn es war die ganze Nacht hindurch getanzt worden. Und in dem mittleren der mit drei mit Flaggen geschmückten Häuser tummelten sich Stühle, Messer, Gabeln und Schnapsgläser. Dort saßen diejenigen Gäste und Dorfbewohner, die das Saus und Braus der Nacht überwunden hatten und speisten und tranken in aller Ruhe rings um die langen, weißgedeckten Holztische, die sich unter „Skerpikjøt“<sup>3</sup> und kalten Lammsteaks bogen. Und mehrere Helfer waren ständig unterwegs, den Gästen Branntwein aus Dreiviertel-Liter-Flaschen mit der Aufschrift „Weißbier“ oder „Lagerwein“ einzuschenken.

Endlich kam der Priester.

Die Leute wachten auf, gähnten und streckten sich, stiegen aus dem Bett, kamen aus den Häusern und eilten zur Anlegestelle. Da standen sie nun mit den Händen in den Hosentaschen, unterhielten sie sich über dies und das und starrten auf den Fjord, wo das weiße Segel des Priesterbootes auf und ab tanzte.

Schon rauschte das Boot an den Anleger, und der Priester ging an Land. Er schüttelte jedem der Männer die Hand und sprach ein wenig mit ihnen über das Wetter. Die See war unruhig, und so galt es, so schnell wie möglich wieder zurückzukommen. Dann ging er zum Schullehrer, um sich für die Feierlichkeiten fertig zu machen. Die Leute aber verschwanden wieder in den Häusern, um sich umzuziehen. -

Und wie sie gekleidet waren, als sie eine Stunde später aus den Häusern kamen mit schrägen Falten in den Hosenbeinen, mit kurzen, zerknitterten Jacken, mit zu engen Mänteln und ausgebeulten Gehröcken! Waren das wirklich dieselben Männer, die zuvor in ihren Kniebundhosen, gestrickten Troyern und braunen Westen so stark und schön aussahen? Und auch die großen, wilden Vollbärte passten schlecht zu den schiefen Hemdeinsätzen und zu den kugelförmigen Filzhüten.

Und die Frauen. Ist es wirklich Thomas' schöne und stattliche Frau, die da in ihren steif gestärkten Röcken und Gott weiß was sonst noch geht und wie ein Zuckerhut aussieht? Und Thomas selbst! Krumm gebeugt und gedrückt, geht er neben seiner Frau voran, steif und ehrfürchtig wie ein Küster vor dem Altar, von dem Staat eingezwängt und gequält. Die all zu weite Hose schlackert um seine Beine, so dass er in einem Moment o-beinig und im nächsten Augenblick x-beinig aussieht und manchmal passiert auch beides gleichzeitig am selben Bein.

Seine Fellschuhe hat er gegen ein Paar gut gebürstete, aber ausgetretene Federschuhe eingetauscht, und auf seinem Kopf hat er einen steifen kugeligen Filzhut, der so grün wie Schimmel ist. Der Gehrock hängt und baumelt seinen Rücken hinunter. Und dieser Mann ist einer der tüchtigsten Fischer und kühnsten Vogelfänger der Insel! Es ist gleichzeitig zum Lachen und zum Weinen!

Die kleine Kirche war brechend voll. Die Zeremonie ging so vor sich, wie eine Eheschließung eben so vor sich geht, mit Ja und Amen. Die Lieder wurden sehr schön aus voller Kehle

gesungen und die Predigt war kurz und vernünftig, und alles verlief ziemlich gut. Aber zum Schluss erhob der Priester seine Stimme und sprach von den 120 Litern Branntwein, den 60 Litern Rum und den 40 Litern Kognak. Er erwähnte sie zwar nicht direkt, aber er sprach von Trunkenheit und warnte vor diesem abscheulichen Laster. Dann waren die Feierlichkeiten vorbei, und die Menschen strömten aus der Kirche.

Es gab nur eine Meinung über die Predigt, nämlich eine leichte Entrüstung. Der Priester war sicherlich ein kluger Mann und persönlich ein sehr liebenswürdiger Mensch, ein Priester, mit dem man sonst in jeder Hinsicht zufrieden sein konnte. Aber er hatte offenbart, dass er keine Ahnung von Branntwein hat, und es war ungeschickt von ihm, seine Unwissenheit bei dieser Gelegenheit zu zeigen.

Aber was der Priester dazu oder auch nicht sagte, war, dass die 120 Liter Schnaps, die 60 Liter Rum und die 40 Liter Kognak noch gut verwahrt waren, während er selbst bereits auf halbem Weg über dem Fjord war. Und deshalb gingen die Leute dem Brautpaar, das ruhig und mit Würde vorweg ging, zum Festhaus hinterdrein. Und es verlor nicht einen Moment die Geistesgegenwart, obwohl die alten Vorderlader des Dorfes ihm jedes Mal um die Hacken knallten, wenn sie an einer Ecke abbogen. Auf diese Weise sollte das Trollpack vom Weg des Brautpaares in die Zukunft fern gehalten werden.

## **Der alte Mann**

Dort im Festhaus war man sehr geschäftig. Das Haus an sich war nicht groß, und die Zimmer waren klein. Aber indem man zwei Wände entfernt hatte, hatte man aus drei Räumen einen einzigen gemacht, und das war der Festsaal. Dieser improvisierte Raum umfasste das ganze Haus mit Ausnahme der Küche und eines kleinen Vorflures.

Es waren Tücher auf langen Tischen ausgebreitet worden und eine Unzahl von Frauen gingen mit Messern, Gabeln, Tellern und Gläsern zwischen der Küche und dem Festraum hin und her und deckten die Tische.

Ein unaufhörliches Sieden und Kochen und Geschwätz war aus der Küche zu hören und der Dampf vom mächtigen Suppenkessel kam durch die Tür wie ein Nebel, der sich warm und mild über Tische und Bänke legte und schließlich den ganzen Raum vom Boden bis zur Decke mit seinem süßen Duft erfüllte. Und inmitten des Nebels, an einer Ecke des Tisches, saß der älteste der Männer, die als Helfer für die Bedienung der Gäste eingeteilt worden waren.

Er saß da, atmete den angenehmen Geruch ein und genoss die Ruhe. In seiner rechten Hand hielt er ein Viertelliterflasche mit Branntwein - und davon standen noch mehrere auf dem Kachelofen; in seiner linken Hand hielt er ein Glas. So hielt er sich bereit, wenn Gäste auftauchten, sogleich hinzugehen und einzuschenken. Der Kopf hing halb auf seine Brust herunter und mit einem seligen Lächeln stierte er in den Nebel, in dem junge Mädchen und alte Frauen hin und her eilten und dabei manchmal zusammenstießen, so dass ihnen klirrend die Teller auf den Boden

krachten. Ihre leichten dünnen Baumwollblusen waren von Schweiß und Schwaden getränkt und ihre Gesichter glühten, als ob sie es wären, die man eingeteilt hatte, in der Küche zu stehen und zu brutzeln.

Der alte Mann saß da und genoss den großen, molligen Raum mit den warmen, süßen Schwaden, freute sich über die langen Tische, die weißen Tischdecken und die Kerzen, die dort in Flaschenhälsen steckten und festlich leuchteten. Und er freute sich über die Frauen, die hin und zurück durch den warmen Nebel eilten; nicht weil es Frauen waren, denn wenn man 80 Jahre alt ist, ist es in der Regel mit dem Interesse an Frauen vorbei, sondern weil sie so beschäftigt waren. Es war doch schön, ein alter Mann sein, und zusehen zu können, wie die anderen hin und her laufen, zusammenstoßen und fallen lassen, was sie in den Händen halten!

Er schenkte sich einen Schnaps ein, trank ihn und fühlte, dass es im Mitgefühl mit der Jugend um sein altes Herz warm wurde. Herrgottnochmal! Dass sie aber doch so idiotisch herum eilten! Dass Leute doch nicht sofort alt und vernünftig würden, und sich sich still in eine Ecke setzen konnten. Dass es so schwer zu lernen ist, alt zu werden und dass die Menschen so lange dafür brauchten, es zu lernen. Die Jugend hat so viel zu tun, ja man ist dann nichts als schwer beschäftigt; und warum, was war das ganze Erfolg davon? Nur der, dass sie einige Kinder in die Welt gesetzt hatten und sich selbst an eine Ecke des Kachelofens! Und dabei könnte es, wenn man sich ein wenig vernünftiger benähme, doch um einiges leichter vonstatten gehen.

Der alte Mann dachte an seine Kindheit, an die glückliche Zeit, als das Leben nur so etwas war, wie einfach da zu sitzen und es wie Bilder in einem großen, dicken Buch zu betrachten. Und aus der Kindheit glitt er wie alle anderen in die Jugend hinüber, hatte nun gesehen, dass die Bilder lebendig wurden und sich ihm begegneten. Da hatte er gesehen, dass der Berg grün, der Himmel blau und das Meer dunkel und ernst waren. Und er hatte auf dem Berg gesehen, wie Himmel und Meer vor ihm lagen, die ganze Welt festlich schmückend und sie so liegen gesehen wie eine Braut, die lächelnd auf ihn wartete, auf ihn, den Bräutigam. Und er hatte seine Arme ausgebreitet, um sein Reich zu umarmen, um die ganze Welt umarmen, und siehe, da lag eine Frau in seinen Armen, kein Königreich, keine Welt, sondern eine Frau. Aber er war dankbar und hatte die Frau geliebt und geglaubt, dass auch sie es täte.

Er war jung gewesen, natürlich. Das Blut hatte in ihm gekocht wie die Fruchtsuppe, die nun drüben in der Küche köchelte und gegen den Topfdeckel tommelte, um zu entweichen. Und Freude und Vergnügen waren um ihn herum wie ein Dunst gewesen, der ihn und andere blendete. Aber jedesmal, wenn er seine Arme ausgebreitet hatte, um die Welt, die helle, glückliche Welt, die seine, ganz allein seine war, zu umarmen, hatte das Schicksal ihm eine Frau in die Arme geworfen. Und jedesmal hatte er mehr und mehr fragend auf die Frau gesehen und schließlich hatte er sie ertragen, gelächelt und gesagt: Herrgott, ist das die ganze Welt? Sieht so die ganze Welt aus? Und dann hatte er sie an sich gedrückt und gelacht. Aber vom Lachen zum Weinen ist es nicht sehr weit.

Der alte Mann erinnerte sich nur dunkel an dies alles. Aber er erinnerte sich, dass eines Tages die ganze helle, glänzende Welt vor ihm lag, verblichen, zertreten und schmutzig wie eine Wiese im Herbst. An diesem Tag erkannte er sich als Teil des Räderwerks der Welt um ihn herum.

Da war er nicht mehr jung.

Er erinnerte sich noch genau daran. Es kam so plötzlich über ihn, dass es ihm fast den Atem verschlug, denn er gehörte zu einem heißblütigen, hitzköpfigen Geschlecht und war zuvor glücklich wie nur wenige gewesen. Er erinnerte sich noch, wie er sich gefragt hatte, ob er nicht lieber sterben sollte; nun aber lächelte er, als ihm das in den Sinn kam, denn dann hatte er sich doch entschieden, zu leben. Und damit kam das Mannesalter.

Sein Mund wurde schmal, seine Augen klug und klar und seine Gedanken kalt, während er auf sein Ziel, die Ecke zustrebte. Es waren harte Jahre, voller Plackerei. Es waren traurige Jahre voller Gram und Sorge. Denn es ist schwer zu leben, wenn man nicht mehr jung ist und die Welt verblasst und man nur noch ein Ziel hat - und das Ziel ist die Ecke. Aber er hatte sich durch gekämpft und hatte sich dem Ziel genähert. Und nun saß er in der Ecke und schmunzelte über die anderen, die in dem Dampf umher liefen, dort zusammen stießen und fallen ließen, was sie in den Händen hielten: Klatsch, fiel ein Teller auf den Boden. Ratsch, sausten die Stücke im Raum umher. So ist es mit der Jugend: Dampf, Geschäftigkeit, Klatsch, Ratsch, weg - und dann musste man die Scherben aufsammeln.

Der alte Mann schenkte sich noch einen Schnaps ein und trank ihn. Und er startete in den Kochnebel, der nun noch dichter war, und wo die roten Gesichtern hin und her schwebten. Und er schaute über die Tischdecke, wo die Kerzen jetzt mit großen Ringen in dem Dunst leuchteten. Wie war das denn nun, wie war es? Ja, das war die Jugend. Die arme, arme Jugend. Sie wurde betrogen, an der Nase herumgeführt. Die arme, arme Jugend. Schöner Schein. Trugbilder. Nein, da war das Alter doch anders. Es war mit wenigem zufrieden. Es kannte das Leben. Wusste, was es für ein Scheiß war. Und es war mit wenigem zufrieden, mit ganz wenigem.

Sehr vorsichtig schenkte er sich ein Glas ein und trank noch mehr. Meine Güte. Wie tat ihm die Jugend leid, wie tat sie ihm doch leid! Er wurde nass zu beiden Seiten der Nase und schneifte vor Mitleid, während er dasaß und in den Nebel stierte, wo die jungen Leute immerzu wie große, rote Kleckse, die kamen und gingen und wieder auftauchten, herumwirbelten.

Und er sah zur Seite hinaus, wo über mächtig großen Schneefelder die Sterne matt leuchteten. Seltsam, seltsam, das mit den Sternen. Sie waren angeordnet wie in Reihen, in langen, geraden Reihen über den Schneefeldern. Und dann dachte er, er sollte sie wieder erkennen. Waren das denn auch wirklich Sterne? - Nein, das waren gewiss keine Sterne, aber was war es dann?

Einen Moment lang dachte er, er wäre nahe daran, herauszufinden, was es war. Dann entglitt es ihm wieder, weit weg über die großen weißen Schneefelder.

Dann kamen ihm die 120 Liter Branntwein in den Sinn, die 60 Liter Rum und die 40 Liter Kognak. Das war es! Nun hatte er es herausgefunden! Es gab noch eine Verbindung zwischen den Sternen und dem Branntwein. Ganz gewiss, so war es. Die Sterne waren der Branntwein, nur der Branntwein. Nicht die Spur von etwas anderem als Branntwein. Deshalb also hieß er Branntwein, denn die Sterne leuchteten und brannten - nur darum hieß es „Branntwein“.

„120 Liter Branntwein, - 60 Liter Rum - und -.“ Dann sank sein Kopf auf seine Brust. Und als die Hochzeitsgäste ankamen, saß er in seiner Ecke und schlief mit der Flasche in der einen Hand und einem Glas in der anderen. Und so sehr die anderen auch versuchten, ihn durch Schütteln aufzuwecken, so schafften sie es nicht. Er murmelte nur 120 und dann spitzte er die Lippen und sagte: „Li..“. Aber weiter kam er nicht. Als man ihn wieder rüttelte, fing er wieder an mit den 120 und auch das endete mit gespitzten Lippen und „Li..“

Und da es ihnen auf keinerlei Weise gelang, ihn zu wecken, so sehr sie ihn auch rüttelten und schüttelten, gaben sie es auf und ließen ihn sitzen, um so mehr, als sie alle genau wussten, was es war, was er meinte.

## **Der junge Mann**

Ich erinnere mich an den Berg, den Nebel, die Häuser, die Misthaufen, die Enten, die Hühner, die Hunde. Ich erinnere mich auch an die drei Fahnen und Thomas mit seiner Frau. Ich erinnere mich gleichfalls an die Kirche, den Priester, den Bräutigam und die Braut und die zehn Brautburschen und die zehn Brautjungfern. Und ich erinnere mich an die Zeremonie, ich saß nämlich auf der Empore, wo die Orgel stand. Ich erinnere mich eigentlich recht gut, vorläufig.

Ich erinnere mich des Priesters Predigt und dabei vor allem den Schluss mit den 120 Litern Branntwein, den 60 Litern Rum und den 40 Litern Kognak. Ich saß neben meinen alten guten Freund Elias, und ich erinnere mich deutlich an sein Mienenspiel, als der Priester dazu kam, diesen Punkt zu berühren. Mehrere Vollbärte in der Nähe bewegten sich, als ob ihre Besitzer dabei waren, etwas zu schlucken, das sie nicht richtig durchgekaut hatten.

Ich erinnere mich auch, dass der Priester sofort nach der Zeremonie ging und dass wir hinauf zum Brauthaus gingen. Ich erinnere mich an den Raum, die Tischdecken, die Kerzen, das Geschirr und den Kochdunst. Und ich erinnere mich an den alten Mann, der in einer Ecke des Raumes saß und schlief - mit einer Flasche in der einen Hand und einem Glas in der anderen. Und ich weiß, was er meinte.

Das Brautpaar wurde erhöht und die Brautburschen und Brautjungfern wurden neben ihm platziert und wir anderen weiter weg davon. Ich bekam einen Sitzplatz auf der Bank an der Wand und darüber war ich froh.

Ich erinnere mich deutlich, dass wir Süßsuppe, Lamnbraten und Torte bekommen sollten. Im Großen und Ganzen ist mein Gedächtnis sehr deutlich - bis zum Lamnbraten; aber über die Zeit danach verhält es sich so, als habe es einen Knacks bekommen.

Ich erinnere mich an den Lamnbraten, er war ausgezeichnet. Und ich kann mich erinnern, dass

an ein paar Reden gehalten wurden; aber worüber gesprochen wurde, daran kann ich mich nicht erinnern.

Ich erinnere mich auch, dass Elias mit seiner Stirn auf den Tisch schlug; warum er das tat, da war niemand, der es begriffen hätte und er selbst war später nie wieder imstande, irgend eine Erklärung abzugeben.

Und ich erinnere mich, dass Thomas, der mir gegenüber auf der anderen Seite des Tisches saß, seinen Lambraten mit Branntwein übergoss, weil er dachte, es sei Sauce. Ich erinnere mich auch, dass sein Nachbar ihn auf das Versehen aufmerksam machen wollte, es aber aufgab, nachdem er ein zwei Gläser eingeschenkt und eine Menage bekommen hatte, auf der stand, was er gesucht hatte. Thomas indessen verzehrte mit sichtlichem Wohlbehagen seinen Braten.

Es ist seltsam, aber an die Torte kann ich mich kaum erinnern. Aber vielleicht kommt es daher, dass sie zu einem Zeitpunkt serviert wurde, als der Tisch in seltsam hüpfende und drehende Bewegungen geriet, die verhinderten, dass die Festteilnehmer sich voll mit den Gegenständen, die sich auf ihm befanden, vertraut machen konnten. Gleichzeitig geschah es, dass die Festgäste, was ich dann und wann bemerkte - und dass auch ich übrigens für meinen Teil erfuhr - einfach nur sitzen mussten und warten, um zuzugreifen, wenn die Schnapsflasche vorbeikam.

Da diese bemerkenswerte Kreisbewegung für die Teilnehmer des Festes nicht gesund sein konnte, zumal sie, soweit ich sah - und manchmal mich sogar selbst daran beteiligte - das als angemessen und normal ansahen, überraschte es mich keineswegs, dass einer nach dem anderen seinen Sitzplatz auf den Bänken mit Sitz- und Liegeplätzen auf dem Boden tauschte, die unter solchen Bedingungen bei weitem als sicherer gelten konnten.

Ich erinnere mich, dass wir vom Tisch aufstanden, und dass Thomas mir begreiflich machte, dass wir tanzen sollten.

Ich erinnere mich, dass wir hinaus in die Dunkelheit kamen, und dass auf ein Licht gezeigt und erklärt wurde, dass es das Ziel war, auf das wir zuhalten mussten.

Die Straße war sehr holprig, und manchmal ging es gerade nach oben durch die Luft. Ich erinnere mich nicht, ob es überhaupt einen vernünftigen Grund für besondere Vorsicht gab, aber ich erinnere mich, dass wir uns anfassten und ausbreiteten, so weit es das Gelände erlaubte, und wie eine Schützen-Kette vorrückten, und dass vor uns zum Teil ein paar Häuser und mehrere Misthaufen im Wege waren. Da es schwieriger war, die Häuser zu überwältigen, hatten wir die letzteren vorgezogen.

Nach und nach kamen wir alle ohne größere Verletzungen in der Tanzstube an; bloß kam es mir merkwürdig vor, dass ich unterwegs meine Mütze gegen einen alten grauen Filzhut ausgetauscht hatte; aber es war mir unmöglich, mich zu erinnern, auf welchem der Misthaufen der Umtausch stattgefunden hatte.

Dann tanzten<sup>4</sup> wir, wir tanzten zur „Isaaksballade“ und zur Ballade von Königin Dagmar und Junker Strang; und damit war der feierliche Teil des Festes vorbei und die Tanzerei kam nun erst richtig in Fahrt. Wir tanzten zu: „Als ich einmal auszog“ , zu Grindballaden<sup>5</sup> , zum „Lindwurm“ und zu „Der junge Erik“ und „Brókatáttur“<sup>6</sup> - bis in den hellen Morgen hinein.

Ich erinnere mich an den Tanz. Ich erinnere mich an den kleinen, niedrigen Raum, in dem er stattfand und in dem wir standen, schrien und trampelten, zusammengestopft wie Heringe in einem Pökelfass.

Ich erinnere mich an den Fußboden, der zitterte und sich wie ein Schiffsdeck im Sturm bewegte. Ich erinnere mich an die Fenster, die klirrten, an die Wände, die sich vor einander verbeugten und an den Kaminofen, der in seiner Ecke stand und sprang, als ob er gern mittanzen wollte, aber nicht in die Kette der Tänzer kommen konnte. Und an Thomas, der neben dem Ofen stand, und den Tänzern Branntwein in großen Biergläsern einschenkte, an den erinnere ich mich ganz deutlich.

Ich erinnere mich an das alles, wie an einen herrlichen, herrlichen Traum.

Ich erinnere mich an den Krach, der in die Nacht wie ein fieberhafter Pulsschlag der Insel klang, ich erinnere mich an das Geheul, das über dem Dorf bebte und wie der Rauch über einer Industriestadt hing.

Ich erinnere mich an die Wellen, die unten am Strand lagen und sich vernünftig unterhielten, und an den Berg, der sich geradezu in die Luft reckte und wissen wollte, ob so etwas schief gehen könnte. Und ich erinnere mich, dass ich draußen war, um in Damenbegleitung spazieren zu gehen.

Wir saßen auf dem Berghang und lauschten auf den Lärm, die vor uns in die Nacht aufstieg, wie Blasen aus einem mächtigen Hexenkessel, der brodelte und brodelte und überkochte.

Soweit ich mich erinnere, war es Nacht, als der Dorfidiot in die Tanzstube kam, ein Mädchen küsste und rausgeschmissen wurde. Daraufhin verließen mein Freund Thomas und ich die Tanzkette und gingen hinaus in die Dunkelheit. Es war dunkel, so dunkel wie auf dem Boden eines Tintenfassens, und wir verirrt uns in einem Misthaufen. Hier wurden wir getrennt und konnten uns nicht wieder finden, obwohl wir beide riefen und uns meist sehr nahe waren.

Ich erinnere mich, dass wir uns letztendlich in einem Graben wiederfanden, und dass wir da unsere alte erprobte Freundschaft erneuerten.

Danach kamen wir in einen Stall, wo ein Talglicht stand und einige glückliche, glückliche Männer und eine Reihe größerer und kleinerer Fässer waren.

- Das waren die 120 Liter Branntwein, die 60 Liter Rum und die 40 Liter Kognak.



## Der Idiot

Es gibt gewiss nur wenige Wörter, die so hässlich und verächtlich klingen wie das Wort „Idiot“. Er hatte auch schon lange das Gefühl gehabt, dass es ein hässliches Wort war, und hatte gelernt, seinen Kopf einzuziehen, noch bevor er wirklich wusste, was es bedeutete. Er hat eigentlich nie wirklich gelernt, was es bedeutete, dieses Wort, denn er war ja ein Idiot. Aber er lernte schnell, dass es ein Wort war, das zu ihm gehörte, und so zog er den Kopf ein, wie man sich vor seinem Schicksal verbeugt.

Schon als er geboren wurde, war da etwas falsch mit ihm. Die Hebamme bezeichnete ihn als „Hahnenei“, denn er war für ein neugeborenes Kind so unverhältnismäßig lang und dünn. Und die Eltern und die ganze Verwandtschaft sagten, dass er vom Trollpack vertauscht worden sei.

Er selbst aber ahnte nichts. Er lief und spielte die helle Kindheit hindurch wie die anderen Kinder auch, freute sich über die Sonne im Sommer und den Schnee im Winter. Aber er war unverhältnismäßig ängstlich. Er fürchtete sich vor dem steilen Berg, wo die anderen Kinder herumkrabbelten und Vogelfänger spielten und bewundernswerte Versuche machten, hinzufallen ohne sich das Genick zu brechen. Und wenn selbst der kleinste Junge des Dorfes sich vor ihm mit herausgestrecktem Bauch, gespreizten Beinen und Händen in den Hosentaschen in Positur stellte, war er tief beeindruckt. Und wenn der Knirps ihn sogar anspuckte und ihn einen Idioten nannte oder ihm eine Tracht Prügel versprach, krümmte er seinen Rücken noch mehr und schlich davon wie ein nasser Hund.

Er fürchtete sich vor dem Sturm, der über die Berge hinweg brauste, so dass es klang, als ob die Insel hohl wäre. Und wenn er dann in den Ort polterte und um die Ecken heulte und an den Fenstern rüttelte, während die Häuser stöhnten und schwankten, da zitterte er und weinte vor Angst. Und er beruhigte sich erst, wenn die Häuser sich wieder aufrichteten und das Triumphgeheul des Sturmes nur noch weit draußen über dem Fjord zu hören war. Er fürchtete die Brandung, die mit ihren großen, klatschenden Fäusten wochenlang an dem Berg kratzen und reiben konnte. Er fürchtete sich vor dem Hahn, der krähend auf seinem Misthaufen stand und er hatte Angst vor den Gänsen.

Aber er hatte sich allmählich an die Angst gewöhnt, hatte gelernt, seinen Kopf einzuziehen und ihr aus dem Weg zu gehen.

So kam er zusammen mit den anderen Jungen in die Schule. Die anderen schritten in ihrem Wissen voran, lernten zu schreiben und zu rechnen und viele andere Dinge. Der Lehrer lobte einige und die, die er nicht lobte, lobten die Eltern und diejenigen, die weder vom Lehrer noch von den Eltern gelobt wurden, wurden von anderen gelobt. So wurden alle anderen gelobt, doch es gab nie jemanden, der ihn gelobt hätte. Aber es gab ja auch keinen Grund dazu, weil er nicht einmal zu Buchstabieren lernte. Der Lehrer plagte sich ein wenig mit ihm ab, aber der ganze

Erfolg, den seine Bemühungen hatten, war, dass die anderen Kinder über die verrückten Antworten des Idioten lachten. So gab er es auf und überließ ihn sich selbst.

Er fand sich jeden Tag in der Schule ein und folgte dem Unterricht, so gut er konnte; aber wenn er von der Schule nach Hause ging, war er genauso dumm, wie er es gewesen war, als er morgens gekommen war. Und so ging es Jahr für Jahr.

Aber der Idiot merkte es nicht, obwohl er jeden Tag, der verging, größer und größer und aufgeschossener wurde. Er saß in der Schule in seiner bestimmten Ecke und beteiligte sich auf seine Weise am Unterricht, und zwar hörte er gespannt zu, obwohl er von dem Ganzen nicht ein Wort verstand.

Er ging gern zur Schule, vor der hatte er keine Angst. Und er meinte wie so viele andere, dass man einfach nur zur Schule gehen muss, um etwas zu lernen.

Aber dann kam die Zeit, als sie konfirmiert werden sollten.

Es wurde eine harte Zeit für den Idioten, denn es kam nun die Frage auf, ob er auch wie die anderen konfirmiert werden sollte. Im Grunde war er ja zu nichts nützte, dachten die meisten.

Der Idiot verbrachte mehrere Tage in großer Aufregung.

Auf der anderen Seite war die Konfirmation etwas, das sich gehörte. Und da der Priester nichts dagegen hatte, ihn mit all den anderen zusammen zu konfirmieren, durchlief er diese Handlung mit der gleichen Selbstverständlichkeit, wie er seiner Zeit geboren und getauft worden war und eines Tages sterben und begraben werden würde.

Aber der Streit war, wie so vieles andere, nicht spurlos über den Kopf des Idioten hinweggegangen. Er hatte, wie so oft zuvor, gefühlt, dass etwas nicht mit ihm stimmte. Aber dieses Mal hatte er das Gefühl, dass es etwas Ernstes war.

Er konnte nichts in der Schule lernen; und er könne weder lesen noch schreiben, hatten sie gesagt, wenn die Angelegenheit diskutiert wurde. Aber das wusste er: Es gab noch mehrere im Dorf, die das auch nicht konnten.

Er hatte wirklich Angst gehabt, dass es seine Schüchternheit sei, die so falsch war. Dort fühlte er den Stachel, und der schmerzte ihn. Es gab mittlerweile jedoch niemand, der darüber gesprochen hätte. Das war bestimmt die Schule; da war etwas an der Schule, was falsch lief.

Mehrere Tage lang ging er umher und dachte darüber nach, schließlich wurde er noch wunderlicher, als er es zuvor gewesen war.

Er hatte nichts gelernt, sagten sie - und er war trotzdem wie die anderen zur Schule gegangen und wenn er nach Hause kam, saß er über seine Bücher gebeugt, wie alle anderen. Warum hatte er nichts gelernt?

Und eines Abends, als er wie gewöhnlich über dem Buch saß, darin blätterte und etwas vor sich hin murmelte, denn in letzter Zeit hatte er sehr über die Bücher gebeugt, um das Versäumte aufzuholen, damit er bestätigt werden konnte, dämmerte es ihm plötzlich, dass er nichts aus dem Buch gelernt hatte. Er sah einige seltsame kleine Figuren auf den weißen Blättern, aber er erfuhr nichts von ihnen. Das Buch war nicht für ihn geschrieben worden.

Da nahm er sich zum ersten Mal in seinem Leben zusammen. Er wollte entdecken, woran das lag, es war dies nicht die Schuld von anderen, sondern es war ganz allein seine Schuld.

Er starrte und starrte auf die kalten, weißen Blätter mit ihren steifen Buchstabenzeilen, die Buchstaben liefen schließlich in großen, schwarzen Klecksen in seinem Gehirn zusammen. Aber er wurde nicht klüger.

„Jesus!“ rief seine Mutter. Sie sah, dass ein paar große, schwere Tränen hinunter in das Buch fielen. „Es stürmt weder noch bläst der Wind. Worüber weinst du dann?“

Aber sie hielt inne und erschrak, denn der Bursche sah sie an, wie er sie noch nie angeschaut hatte. Es war nicht seine üblichen bodenlosen Augen, es war, als ob man etwas erkennen könnte, das im Begriff war, in ihnen aufzutauchen. Und sie starrte verwundert auf den Jungen. Es war fast so, als ob er etwas sagen wollte, etwas Vernünftiges.

Aber der Junge sagte nichts. Er fühlte sich so unendlich hilflos solchen steifen, unnachgiebigen Buchstabenreihen, der Menschheit und sich selbst gegenüber.

Er konnte es nicht. Nein, er konnte es nicht.

Und sein Gesicht fiel in das Buch und er weinte und weinte, bis er nicht mehr konnte. Und als er endlich aufhörte, wusste er nicht, warum er geweint hatte.

Aber von diesem Tag an hatte er auch Angst vor Büchern.

Konfirmiert wurde er zwar, aber auch das war für ihn eine Enttäuschung: Alle anderen waren glücklich. Ihnen wurden die Hände gedrückt und man machte viel Aufhebens darüber. Aber da war niemand, der an ihn dachte.

Und nach dieser Zeit wurde es für ihn schlimmer und schlimmer, als nach und nach seine Kameraden heranwuchsen und zu Männern wurden. Er dachte, sie wüchsen von ihm weg.

Sie fuhren mit Booten zum Fischen hinaus und kamen mit herrlichem Dorsch nach Hause, und sie gingen mit den anderen Männern in die Berge nach Vögeln und Schafen, aber er ging nach Hause in sein ödes Dasein, holte Wasser oder spann mit der Handspindel, falls er dafür die Erlaubnis bekam. Doch er fürchtete sich vor dem Hahn und dem Ganter und selbst der kleinste Knirps im Dorf konnte ihn beeindrucken.

Es half nicht, dass die Kameraden nun jeden Sommer mit den Fischkuttern weg waren, denn sie kamen im Herbst immer wieder zurück und jedes Mal waren sie gewichtiger und fremder geworden.

Er sah, wie sie miteinander Freundschaft schlossen, aber es war niemand da, der das mit ihm machen wollte. Und jedes Mal, wenn er sich einer Gruppe näherte, in der man herumstand und sich unterhielt, und er zu reden anfang, war es so, als ob sich plötzlich alle verändert hätten, sie lachten und zwinkerten einander zu. Sie lachten über alles, was er sagte.

So ging er trottelt ha ft ganz alleine im Dorf umher und alles wurde ihm mehr und mehr fremd. Wenn es schönes Wetter war, und die Boote zum Fischfang ausfahren, stand er unten am Strand und wünschte sich, er könnte mitkommen. Aber da war niemals jemand, der ihm einen Platz im Boot angeboten hätte, und er hatte auch selbst nicht den Mut, danach zu fragen. Sie würden natürlich nur über ihn lachen, wie sie es immer taten.

Aber wenn die Boote bei schlechtem Wetter und rauer See ausfahren, verkroch er sich zu Hause in einer Ecke, denn er wagte ja nicht, mitzufahren, falls ihn einer an diesem Tag gefragt hätte.

Und so konnte er zu Hause in der Ecke sitzen und vor sich hin murmeln. Und er konnte ganz laut lachen, ohne überhaupt selbst zu wissen, worüber. Aber er konnte auch sein Gesicht in den Händen verbergen und weinen und weinen, weil er ein Idiot war und nicht wusste, was das war.

Jahre vergingen, und seine alten Kameraden aus der Schule wurden schöne, junge Männer, die mit den Mädchen des Dorfes spazieren gingen, jeder mit seiner Freundin. Er wollte auch so gerne mit einem der Mädchen spazieren gehen, aber die Mädchen hatten Angst vor ihm, und er hatte sogar noch mehr Angst vor ihnen. Und es kam nie zu irgendetwas.

Die Zeit verging und die jungen Männer heirateten einer nach dem anderen. Sie bauten sich ein Haus, heirateten und bekamen Kinder. Aber er bekam nichts. Damals spürte er, wie so oft zuvor, wenn die Männer in die Bergen aufbrachen, zum Vogelfang gingen oder wenn sie mit den Booten zum Fischen ausfahren, dass da etwas war, das ihm abging. Und dann weinte er in seiner Ecke. Aber er bekam nicht ein einziges Mal die Erlaubnis, an einer Hochzeit teilzunehmen.

Eines Tages wurde er dreißig; und in diesem Jahr war er doch zu einer Hochzeit mitgekommen. Branntwein bekam er nicht, das wäre eine Verschwendung der Gaben Gottes gewesen. Er war ja ohnehin schon verrückt genug. Aber dennoch war er in festlicher Stimmung; und er wurde zunehmend glücklicher und zufriedener, je länger das Hochzeitsfest voranschritt.

Kurz zuvor hatte ihm der alte Elias auf den Rücken geklatscht und in den Bauch geboxt, worauf er mit einem wilden Geheul in der Tanzstube verschwand, und nun fuhr er dort zwischen den Scharen herum, heulend und lauthals schreiend und hin und her schwingend, hierhin und dorthin schwankend, in großen Kreisen rund herum und rund herum wie ein Schiffsmast in schwerer See.

Und Thomas, der Mann, der im ganzen Dorf am meisten gefürchtet war, Thomas, mit dem stacheligen roten Bart, der förmlich einem in die Augen stach, wenn man darauf schaute, war gleich bei ihm und drückte ihm die Hand. Sein roter Bart war so wunderbar weich gewesen und es gab nichts, das nach Tränen aussah, das ihm aus den Augen lief. Der Idiot hatte geradezu Sympathie für den starken, tüchtigen Thomas empfunden; er hatte ihn gut angesprochen und Thomas, der harte, energische Thomas hatte den Kopf gebeugt, ihm zugnickt und erkenntlich seine Hand gedrückt, und daraufhin war er zunächst gegen den einen und dann gegen den anderen Türpfosten geprallt. Nun tanzte auch er in der Glasstube<sup>7</sup> herum.

Der Idiot war gerade mit einem Eimer Wasser hereingekommen, das zur Erfrischung für die Damen dienen sollte. Den Eimer hatte er in einer Ecke der Rauchstube<sup>8</sup> abgestellt, und nun stand er in der Tür zur Glasstube. Die Beine waren lang und ängstlich verdreht und der obere Teil seines dünnen Körpers neigte sich nach vorn, als ob er mehrere Stellen des Rückgrats gebrochen hätte. Der Hals steckte geradeaus in die Tanzstube hinein und der spitzige Kopf hing mit einem seligen Lächeln hoch oben über den Tänzern wie eine Birne auf ihrem Stiel.

Hinter ihm in der Rauchstube hing eine Laterne und leuchtete schläfrig unter dem Hahnenbalken, sie war das alles längst leid. Und auf den Bänken entlang der Wände saßen diejenigen, die sich müde getanzt hatten. Sie ruhten nun aus, zusammen mit den älteren Frauen des Dorfes, die ihre Köpfe zusammen gesteckt hatten, um zu kritisieren, was bereits geschehen war und zu erörtern, was vielleicht noch geschehen würde. Aber er hörte sie nicht, ahnte nicht, was es bedeutete; er starrte nur nach vorne in die Glasstube hinein, die von zahlreichen Lichtern erstrahlte.

Das Zimmer war voll von Menschen. Alle hielten sich an den Händen und bildeten so eine Kette, einen Ring, der sich in rätselhaftesten Windungen und Verknüpfungen ein und aus schlängelte. Und während sich der Ring in taktfester Schrittfolge langsam in der Runde bewegte und die Wände und die Decke zu bersten und der Fußboden zu zersplittern schien, sangen die Männer mit Stimmen, die heiser und brüchig waren, denn sie hatten während der vorigen Nacht und der Hälfte der jetzigen unaufhörlich gesungen.

Die Luft war vor Hitze und Schweiß schwer und giftig, aber niemand merkte es. Die roten, erhitzten Gesichter glitten stoßweise in langen Reihen vor, sprangen im Takt des Tanzes auf und ab, die der Frauen ernst, fast mürrisch, die der Männer strahlend und schreiend; aber alle waren so rot wie rohes Fleisch, und das Wasser triefte von ihnen herab.

Sie sangen von tapferen Kriegern und widerlichen Trollen und Drachen, über den Ritter, der sein Schwert an die Lenden gürtete und den Helm auf den Kopf setzte. Sie besangen, als er wegging, seine schönen, männlichen Abschiedsworte, besangen, wie er sich von hinten an den Drachen heranschlich, um ihn schließlich in einem offenen Kampf zu besiegen.

Und die Stimmen hoben und senkten sich, und die Reihen änderte ihr Aussehen im Einklang mit dem Gesang. Zunächst waren die Stimmen dumpf und tief, und die Reihen schritten

langsam und ruhig voran; dann kam der Kampf mit den derben Hieben und dem Fauchen des Drachens.

Da steigerten sich die Stimmen, wurden hoch und schrill, und Fistelgeheul durchschnitt wie scharfe Schwerter die Luft, während die Reihen heftig auf und ab und vor und zurück schwangen. Die Männer stampften und trampelten, reckten ihre Hände nach oben und schwenkten sie, während sie gleichzeitig ellenhoch aufsprangen. Da konnte man den tapferen Ritter sehen und das Kampfgetöse, das Pfeifen der Schwertstreiche sowie das Todesröcheln des Drachens hören.

Schau dir Thomas und Elias an. Sieh, wie sie sich wegschleichen. Nein, Elias war am besten! Er kroch dicht über dem Boden an den Drachen heran, alle Muskeln angespannt, um im nächsten Augenblick nach oben zu springen und den Drachen zu erschrecken wie einen Troll, der seinen Hut verloren hat. Und schau dir seine Mannhaftigkeit beim Streit und seine Freude und den Siegesstolz nach dem Kampf an!

Der Idiot stand da und sah dies alles, und sein Gesicht leuchtete wie die Sonne. Die Leute schubsten und stießen ihn an, wenn sie hinein und hinaus schwärmten, die Kette aufbrechend, um sich ein wenig auszuruhen oder wieder in den Tanz einzutreten, während die Kette ständig herum und herum wirbelte. Aber er bemerkte nichts. Er schaute und schaute nur, verschlang es mit seinen Augen.

Schau dir den Mann an, der hinter dem Kachelofen verdeckt steht und Branntwein in ein Bierglas gießt. Die Tänzer, die vorbeikommen, wenden ihm einfach nur den Kopf zu, und schon hält er ihnen das Glas an die Lippen und begleitet sie, bis sie fertig getrunken haben. Und schau dir die Lücke da drüben in der Reihe an. Nein, es ist doch keine Lücke. Da sind zwei kleine Wichte, die mit in die Reihe gekommen sind und nun den tanzenden Bewegungen der Tänzer mit wachsamem Augen folgen und die Schritte nachmachen.

Jetzt sind sie mit den hundert und einigen dreißig Versen der Helden-Ballade fertig. Langsam stoppt der Tanz, die Kette reißt, und die Tänzer versammeln sich in kleinen Gruppen überall im Raum. Da stimmt hinten in einer Ecke eine hohe Fistelstimme eine neue Weise an. Die Gruppen spreizen sich zu Ketten, die hin und her wogen, um den Takt zu finden. Schließlich sind die Ketten miteinander verbunden, der Takt erfasst sie; und wieder drehen sie sich im Kreis herum, während der Takt sich langsam zu einem Dröhnen, einem ständig rollenden Donner steigert.

Eine, zwei, drei — vier. — Eins, zwei, drei — vier.

Nie war der Idiot so glücklich gewesen wie in dieser Nacht.

Alle diese Männer, die er nie zuvor gekannt hatte, die kannte er jetzt. Wie verstand er nicht ihre Freude, ihr Geheul, ihr Springen und ihre Trauer! Er kannte Elias, er kannte Thomas und Johannes. Nun erst, nun kannte er sie. Mit den Leuten dort musste er reden können, vernünftig sprechen. Jetzt war die Zeit gekommen, seine Zeit. Jetzt würden sie ihn verstehen.

Er spürte, wie der Mut, der so lange in seiner Brust eingesperrt war, alle Schranken brechen und herauskommen wollte. Jetzt. Jetzt sollte es sein.

Er stürzte hinein und mischte sich unter die Tänzer, durchbrach ihre Reihen und arbeitete sich vor bis in die Mitte des Raumes.

Der Tanz stockte, denn seine Arme, die wie Windmühlenflügel um ihn herum schwangen, trieben die Leute zurück.

Und er ging im Kreis herum und fuchtelte mit den Armen. Gutmütig zogen sich die Tänzer zurück, bis sie in einem engen Kreis entlang der Wände des Raumes standen.

Der Kreis wurde enger und enger, denn Leute drängten durch die Tür herein. Und sie alle schmunzelten erwartungsvoll.

Da geschah es, als er in der Mitte des Kreises stand und in all die lachenden Gesichtern sah, dass er verwirrt stehen blieb. Er hatte seine glänzende Idee vergessen; er hatte vergessen, was es war, was er tun wollte.

Aber auf ihren Gesichtern lag immer noch ein Lächeln. Der alte Elias brach aus dem Kreis aus und tanzte in wunderlichsten Bögen auf ihn zu, und alle Männer fingen an, ihn aufzustacheln und durch Zurufe zu ermuntern, während die Frauen lachten.

Da ergriff er das Mädchen, das am innigsten lächelte, zog es aus dem Kreis, zog es mit seinen großen, plumpen Hände an sich und küsste es.

Sie wehrte sich. Aber alle Männer kreischten und schrien vor Begeisterung und all die anderen Mädchen lachten.

Und indem er das Mädchen mit einer großen Pranke festhielt, schwang er die andere in die Luft und schaute sich triumphierend um. Jetzt hatte er es getan. Nun hatte er es gefunden. Jetzt, jetzt. Nun hatte er sich seinen Platz und sein Mädchen erobert.

Und während die Zuschauer jubelten, beugte er sich nieder, um das Mädchen zu küssen. Aber die junge Frau errötete und ihre Augen blitzten auf, und mit beiden Händen stieß sie ihn weg, so dass er in Richtung des Kachelofens taumelte und bei ihm hinfiel.

Der Kreis kreischte und krümmte sich vor Lachen, aber dieses Mal schien es ihm, dass sie ihn auslachten.

Es war ihm so, als hätten sich alle auf ihn gestürzt. Er verstand nichts von all dem, aber das Gelächter drang reißend in ihn hinein, und mit geducktem Kopf schlich er aus dem Raum.

Aber als sein Rücken in der Tür verschwand, konnte man sehen, dass er noch einen Knacks bekommen hatte.

## Die junge Frau

Sie war 20 Jahre alt und tanzte in der Mitte einer langen Reihe von Mädchen, denn im Tanzsaal ist es so wie in der Kirche, dass Männer und Frauen in der Regel voneinander getrennt sind.

Er sah gut aus, dachte sie, der Fremde; ein Fremder ist oft klug und tüchtig. Sein Gesicht leuchtete, und seine Augen glühten, und der alte, graue Melonenhut stand ihm gut und er trug ihn stolz trotz der Flecken vom Misthaufen.

Sie konnte nicht davon ablassen, ihn anzuschauen, sein strahlendes Gesicht und seine glühenden Augen. Und sie schaute ihn vielleicht wohl recht lange an, denn schließlich fand sie, dass er aussah wie der König oder Kaiser, oder wer immer es auch war, der zu Hause bei ihr an der Wand in einem goldenen Triumphwagen daherfuhr: es waren die gleichen Augen, die gleiche Stirn. Das lange wehende Haar, hatte er freilich nicht, denn es war graumeliert; aber dennoch, das Haar glich ihm!

Sie hatten ein Bild davon zu Hause, neben ihm im Triumphwagen saß ein großer, hagerer Erzbischof oder Kardinal mit aschgrauem Bart und farbiger Kleidung, umwickelt mit einer mächtig großen und immens dekorativen Boa. Dem glich er auch.

Sie ging und schaute ihn an, um herauszufinden, wem von den beiden er am meisten glich. Und sie betrachtete ihn und überlegte so lange, dass sie aus dem Takt kam. Denn wenn ein Mädchen damit begonnen hat, einen Mann mit etwas Großem zu vergleichen, sei es mit jenen großen Insassen eines goldenen Triumphwagen oder mit einem Bischof, der eine dekorativen Boa um den Leib hat, ist es dicht daran, dass es schief läuft.

Seine Augen wanderten über Reihen, und plötzlich fielen sie in ihre, und er lächelte.

Sie senkte die Augen und blickte auf den Boden. Aber kurz darauf ging sie weiter und schaute wieder nach. Erneut trafen seine Augen in die ihrigen. Er lächelte wieder, und wie zuvor schlug sie die Augen nieder.

Sie fühlte, dass es falsch war, dass sie da umherging und nach einem fremden Mann schaute, und sie versprach sich selbst, dass sie das nicht öfter machen wollte. Aber während sie umherging und diesen Beschluss fasste, trafen ihre Augen wieder in die seinigen. Und diesmal kam das so plötzlich, dass sie darüber errötete.

Es amüsierte ihn offensichtlich, das mit den Augen. Sie konnte es nicht sein lassen, nachzuschauen. Aber sie versuchte, aufzupassen und vorsichtig zu sein, wenn die Augen kamen. Aber es ging nicht, denn gerade, als er sie in einer anderen Ecke des Raumes sah, drehte er sich zu ihr um, und sein Blick fiel auf sie, bevor sie sich wegducken konnte.



Sie schämte sich jedes Mal, als ob sie bei einem Diebstahl erwischt worden sei. Und so schritt sie für eine lange Zeit weiter und schaute hinunter auf den Boden.

Als sie dann wieder aufsah, war er nicht da.

Sie schaute und schaute, zuerst mit gesenktem Kopf und scheuen Augen. Aber als sie ihn nicht finden konnte, wurde sie erregt. Der Kopf hob sich, und ihre Augen gingen suchend herum. Da schrak sie zusammen und senkte wieder den Blick. Er war aus dem Tanz getreten und stand lächelnd in einer Ecke des Raumes und sah sie an. Er hatte alles gesehen.

Langsam bewegte sich die Kette vorwärts, sich ein- und auswindend. Jetzt kam sie mit der jungen Frau am Kachelofen und an Thomas vorbei, dann kam die Ecke. Nun musste er direkt hinter ihr sein.

All ihr Blut stand still vor Aufregung. Da ergriff er ihre Hand, verließ die Kette und trat an ihrer Seite in den Tanz ein. Und da war es so, als ob etwas in ihr zusammenbräche.

Sie errötete, und wagte nicht aufzublicken und doch merkte sie, wie die Männer schmunzelten und wie die Frauen guckten, als die Reihe an ihnen vorbei glitt. Dann bückte er sich nieder und sprach sie an.

Sie verstand nicht, was er sagte, hörte es wohl nicht richtig. Aber er hatte solch eine feste, sanfte Stimme, eine Stimme, zu der man Zutrauen fassen konnte und der man gehorchte.

Und jedes Mal, wenn er sprach, jagte es ihr heiß ein, und sie antwortete sinnlos.

Wie lange das dauerte, wusste sie nicht. Aber schließlich brach er die Kette auf, trat mit ihr aus der tanzenden Reihe und die Kette schloss sich hinter ihnen. Als sie einen Augenblick aufblickte, sah sie manch verschmitztes Lächeln auf den Gesichtern der Männer und auf den steifen Gesichtern der Frauen, die guckten und nur guckten.

Draußen war es dunkel. Der Himmel war schwarz wie ein frisch gepflügtes Feld, aber der Schnee lag wie ein schwaches Leuchten über den Dächern, zwischen den Häusern, auf der Feldflur und den Berg hinauf.

Der Lärm aus der Tanzstube verlor sich mehr und mehr. Es war, als ob die Dunkelheit und die Häuser hinter ihnen zusammenfielen.

Aber der Schnee lag hell und lächelnd und glitzerte vielversprechend über dem Berghang vor ihnen auf.

Hin und wieder trafen sie ein Paar, das langsam ging und sich unterhielt und ihnen den Weg freimachte. Da drückte er ihren Arm und sie konnte spüren, dass er lächelte und sie errötete, obwohl sie nicht wusste, warum.

Sie ging mit gesenkten Augen. Der Schnee knirschte und quatschte unter ihren Füßen. Und oben und unten in dem weißen Schnee standen aufrecht Steinblöcke und schauten sie dunkel und ernst an; sie blickten so, wie es die Frauen in der Tanzstube getan hatten. Aber daneben waren auch andere, die so schräg standen, als hielten sie ihren Kopf im Schach, und die lächelten verschmitzt wie die Männer.

Sie setzten sich auf einen Hang und schauten den Berg hinunter. Er sprach, und sie saß und starrte vor sich hin, aber sie sah nichts, hörte nichts. Es war, als gäbe es etwas über ihr, das sie fürchtete, konnte es aber nicht verdrängen, etwas Großes und Helles, das sie nicht sehen konnte.

Dann schwieg er.

Seltsam, sie hatte ihn heute zum ersten Mal gesehen, und jetzt saß sie hier neben ihm und wartete — worauf? Sie wusste es selbst nicht.

Sie hatte ihn nie zuvor gesehen, und sie wunderte sich, dass sie hier neben diesem fremden Mann saß. Aber trotzdem, es war so natürlich und selbstverständlich, dass es nicht anders sein konnte.

Und sie fühlte, dass er nicht wie die anderen Männer war, die sie kannte. Sie spürte, es war etwas Starkes, das in ihm verborgen lag und das die anderen nicht hatten.

Da lächelte er und beugte sich über sie und küsste sie ruhig und behutsam, aber es durchfuhr sie so, dass sie kaum atmen konnte. Der Berg glitt fort, der Himmel hob sich und entschwand. Und ihm erging es auch so, alles in allem.

Er ließ sie los und sie taumelte durch die Luft und fiel hin, fiel dem harten Berg entgegen.

„Komm“, sagte er. Sie erhob sich willenlos. Und sie gingen zurück den Berg hinunter.

Die Kerzen qualmten aus Mangel an Luft. Die gelben Flammen flatterten und flackerten um die langen, schwarzen Dochte herum. Aber der Tanz kreiste und drehte sich immerzu, als ob er nie aufhören wollte.

Er stand in der Ecke hinter dem Kachelofen und sprach mit Thomas. Sie sah ihn lächeln.

Dann hob er den Kopf und blickte zu den Tanzenden. Sein Blick glitt über die Reihen, aber er blieb nicht bei ihr stehen.

Der Tanz mahlte sich mit dröhnendem Fußtakt um und um. Er hatte sich wieder angewandt und sprach weiter mit Thomas. Dann trank er aus einem Bierglas und sein Blick wanderte wieder über die Reihen hinweg, diesmal langsam und suchend; nun war er gleich bei ihr.

Ihr Herz pochte laut und heftig. Dann hörte es mit einem Ruck auf. Der Blick war vorbei geglitten, sie hatte ihn nicht eingefangen. Sie hatte gesehen, wie er absichtlich war an ihr vorbei gesprungen war. Und nun glitt er weiter über die Reihen hinweg, langsam und suchend wie zuvor.

Jetzt blieb er stehen. Es war ein rothaariges Mädchen, die kleine Jente, die ihn erhascht hatte und nun festhielt. Sie sah, wie er sich fesseln ließ, und dass er wie überrascht lächelte.

Der Tanz mahlte sich um und um. Er hatte die Kette aufgebrochen und tanzte nun über die kleine rote Jente gebeugt, die lächelnd auf den Boden blickte.

Sie sah, wie sich die Augen der Tanzenden auf die beiden richteten, wie die Männer verschmitzt lächelten, und wie die Frauen nur guckten und guckten.

Und sie spürte, wie sich die Augen hin und wieder auf sie richteten, und dass die Männer dann spöttisch grinsten, während die Frauen guckten und guckten, aber auch in ihren steifen Gesichtern stand der Hohn.

Sie empfand sie als so unsagbar fremd, all diese Menschen, als ob sie sie nie gekannt hätte, obwohl sie jeden einzelnen von ihnen kannte und jeden Tag gesehen hatte, seit sie zu sehen begonnen hatte. Heute Abend kannte sie sie nicht.

Der Tanz mahlte weiter seine Kreise. Die Kerzen qualmten aus Mangel an Luft und flackerten und flatterten mit kranken, gelben Flammen um die langen, schwarzen Dochte herum.

Die Männer grinsten spöttisch, und die Frauen glotzten und glotzten. Aber sie hatte alle vergessen, sah nur zur Tür, durch die die beiden gegangen waren. Kämen sie doch nicht bald zurück, kämen sie doch nicht so bald!

Dann passierte es, dass der Idiot vorwärts in die Menschenmenge stürzte, die Ketten durchbrach und sich mitten in den Raum vorarbeitete. Seine langen Arme schwangen herum wie Mühlenflügel und trieb die Tanzenden zurück, bis sie in einem Kreis entlang des Raumes Wand zu stehen kamen und dabei belustigt darauf warteten, was nun geschehen würde.

Es war ganz still im Raum. Alle schauten auf den Idioten und schmunzelten. Sie aber sah ihn nicht. Als der Tanz aufhörte, schien es, als ob plötzlich ein Druck von ihr genommen worden sei. Sie hatte die kleine rote Jente vergessen und erinnerte sich nur noch an ihn. Sie hörte wieder den Schnee unter seinen Füßen knirschen und quatschen. Und sie lächelte.

Dann spürte sie eine schwere, plumpe Hand, die sie hart am Arm griff und sie in den Raum zog. Und plötzlich sah sie den Idioten sich über sie beugen, und sie spürte seine kalten, feuchten Lippen auf den ihrigen.

Sie hörte das Lachen ringsum, aber sie verstand es nicht, sie sah nur hilflos über die Reihen hinweg.

Da fielen ihre Augen auf ihn. Er war gerade mit der roten Jente durch die Tür getreten und stand da und schaute und lächelte.

Alles Blut schoss ihr in den Kopf und mit geballten Fäusten stieß sie den Idioten weg, so dass er in Richtung des Kachelofens taumelte und in dessen Nähe hinfiel.

Sie hörte das Geheul, das geradezu über und hinter ihr zusammenschlug. Aber sie sah nichts, spürte nichts, denn hörte sie noch immer das Knirschen und Quatschen unter seinen Füßen.

Da hob sie ihren Kopf und sah den Schnee zwischen den kleinen, geteerten Häusern aufleuchten. Sie kannte den Weg, wusste, dass sie nach Hause ging.

Und sie brach in Tränen aus. -----

Das Essen war gegessen, die Fässer waren leer. Die Hochzeit war vorbei.

Es war das Ende des Tanzes, die in drei aufeinander folgenden Nächten vom frühen Abend bis zum späten Vormittag ununterbrochen gedauert hatte. Es war vorbei mit Lamnbraten und Skinsakjøt und es war vorbei mit 120 Litern Schnaps, 60 Litern Rum und den 40 Litern Kognak.

Es war der Morgen des dritten Tages nach der Hochzeit. Es war nasskalt und neblig. Der Schnee lag schmutzig und halbgeschmolzen im Dorf, über den Marken und hoch über dem Berg. Und ein schwacher Wind strich vom Fjord auf die Insel hinüber, über Steine und Klippen am Strand träge Wellen vor sich her rollend. Der Himmel war grau und schmutzig, und der Fjord sah aus wie ein schlammige Landstraße mit ausgefahrenen Wagenspuren.

Das Dorf lag schmutzig und stumm mitten in dem Dreck und dem Nebel und sah wie ein einziger großer Misthaufen aus und es war wie ausgestorben. Nur unten an der Anlegestelle gab es Leute: Männer, Frauen und einzelne Kinder. Die Frauen waren so in Decken und lange Mäntel gehüllt, dass man kaum sehen konnte, was bei ihnen oben und unten war. Die Männer waren träge und stumm mit bleichen Gesichtern, wilden Bärten und rotgeränderten Augen. Sie hatten die genossene Hochzeitsfreude noch nicht ausgeschlafen.

Boote wurden instand gesetzt, zu Wasser gelassen und bemannt. Dann legten sie ab und krochen davon, mit schwerem, müdem Rudertakt. Das waren die Hochzeitsgäste, die es nach Hause zog.

Nur wenige Menschen waren zum Strand gekommen, um bei der Abreise dabei zu sein; sie standen übernachtigt da, räusperten sich und spuckten zäh aus, schüttelten sich vor Kälte in der Morgenluft und schauten zu, wie es mit den Booten am Strand immer weniger wurde.

Dann stieß das letzte Boot von Land ab und glitt langsam hinaus. Als es ein wenig weg gekommen war, hielt es an und die Männer verweilten an ihren Rudern.

Da erhob sich ein junger Mann in dem Boot, nahm seine Mütze ab und schwenkte sie in Richtung auf das Land und rief „Hurrah!“. Aber das klang in dem Nebel schwach und kümmerlich, so schien es ihm, und er stand winzig da und schaute nachdenklich zum Land hin.

Dort drüben stand eine große, schlaksige Gestalt, winkte mit ihren langen Armen und rief „Hurrah!“, und winkte und schrie es immerzu. — Es war der Idiot.

„Das war ein mäßiger Abschiedsgruß und ein scheußliches Denkmal“, sagte der junge Mann und blickte ernst zu Thomas, indem er sich neben ihm auf die Ruderbank zurück fallen ließ.

„Häh, hmm. Ein scheußliches Denkmal“, spottete Thomas verächtlich. Seine Stimme war so rostig wie alte Nägel, und sein roter Bart sträubte sich wie Stacheln auf einem irren Igel. „Ein echt scheußliches Denkmal. Ich möchte gern ein Denkmal sehen, das nicht so ekelhaft ist, wenn man sich an einem solchen Morgen erholen will und sich richtig nach Schlaf sehnt. — Gib uns die Flasche, Elias!“

Aber Elias nahm die Flasche aus seinem Mund und seufzte.

Es war das letzte, was von den 120 Litern Branntwein, den 60 Litern Rum und den 40 Litern Kognak übrig geblieben war.

-----

<sup>1</sup> lies: fínsatfjød, leicht gesalzenenes Hammelfleisch, Festspeise

<sup>2</sup> spezielles Boot mit 10 Ruderern, das den Priester befördern musste

<sup>3</sup> lies: fjerprifjød, streng schmeckendes abgehangenes, luftgetrocknetes Schafsfleisch

<sup>4</sup> gemeint ist der traditionelle färöische Kettentanz

<sup>5</sup> wurden/werden nach erfolgreicher Jagd auf Grindwale gesungen und getanzt

<sup>6</sup> = „Hosenverse“; Scherzlied über einen verliebten, ungeschickten Fischer

<sup>7</sup> färöisch „glasstóva“: einziger Raum im traditionellen Haus, der Fenster hatte

<sup>8</sup> färöisch „roykstóva“: dieser Wohn- und Arbeitsraum hatte eine Feuerstelle, deren Rauch durch eine Öffnung am Giebel abzog

### 3.

## Machtlos

Es war spät im Oktober. Der Winter war aus dem Norden wachsend über das Meer gekommen, mit einem scharfen beißenden Nordwind im Rücken. Oben auf den Bergen hatte er seine neuen weißen Schneemassen über die Kuppen und Gipfel ausgebreitet. Nun lagen sie dort auf den harten Polstern und lauerten darauf, in die Täler und Siedlungen wie ein Raubvogel niederzustoßen.

Unten im Dorf war man nicht sicher. Man konnte seine starrenden grauen Augen fühlen und man zitterte unter seinem kalten Atem, der den Boden versteifte und Mensch und Tier durchfror. Dann schlug das Wetter plötzlich um. Aus dem Süden kam ein Wind auf.

Drei Tage lang wehte und stürmte es mehr und mehr. Das Meer stieg schäumend auf, brüllte und donnerte gegen die Klippen. Die Häuser zitterten, als sollten sie einstürzen. Der Sturm zerrte an den Bergen, als ob er sie mit den Wurzeln ausreißen wollte. Und Meerwasser und Regen peitschten über das Land hinein.

Am Abend des dritten Tages legte sich der Sturm. Und am Morgen des vierten Tags war es ganz ruhig. Und das Meer lag da wie ein glänzender, blanker Spiegel.

Die Luft war wieder warm und feucht. Der Sturm hatte den Winter weit nach Norden ins Meer verjagt und oben von den Bergspitzen hingen seine neuen weißen Massen schlampig und zu Fetzen zerrissen über die Berghänge herab. Es war wieder Sommer.

An diesem Tag kamen viele Landbewohner mit Schafen in die Hauptstadt der Inselgruppe gerudert, denn es war gerade Schlachtzeit. Aber die Leute, die zunächst in die Berge mussten, um die Schafe zu fangen, konnten an diesem nicht Tag kommen. Sie mussten auf den nächsten warten.

Am Vormittag des fünften Tages fuhren sechs Männer aus einem der nahegelegensten Dörfern mit Schlachtschafen los. Das Wetter war immer noch schön und das Meer ruhig; aber der Himmel war bedeckt und das Barometer fiel. Daher nahmen sie nicht den ganzen Weg übers Meer, um in den Hauptort zu kommen, sondern ruderten nur die halbe Meile über den Fjord, zogen das Boot bei einer Ansiedlung an Land und gingen den Rest des Weges zu Fuß.

Erst spät am Nachmittag hatten sie ihre Geschäfte erledigt und begannen die Heimreise. Es war schon dabei, dunkel zu werden, der Himmel war schwarz und es hatte begonnen, aus dem Norden zu wehen.

Der Wind nahm gleichmäßig zu, und als sie auf halbem Weg nach der Ansiedlung waren, wo sie das Boot liegen hatten, begann es zu regnen. Es wurde nicht so ein Regenschauer, der heftig und plötzlich mit großen, schweren Tropfen anfängt und genauso plötzlich wieder aufhört, wie er angefangen hatte, es wurde ein Regen, der mit einem pechschwarzen Himmel anfängt, der sich

den ganzen Tag zusammen gezogen und verdichtet hat, ein Regen, der ganz leicht mit kleinen, feinen Tropfen beginnt und langsam und bedächtig stärker und stärker, dichter und dichter wird und das so lange fortsetzt, bis er herunter platscht und man schließlich nicht mehr zwischen Himmel und Erde unterscheiden kann.

Und gleichzeitig damit, dass der Regen zunahm, wurde der Wind stärker und stärker. Es war wie ein Ausatmen mit guten Lungen. Ruhig und gelassen vergrößerte er seine Kraft, ständig aus der selben Richtung wehend, ohne zu verpusten und ohne abzdrehen. Es war einer der Stürme, die wissen was sie wollen, die andauern und Tage lang anwachsen können.

Solch ein Wetter ist gefährlich, besonders wenn der Winter vor der Tür steht und einem auf den Fersen ist.

Als die sechs Männer in die Ansiedlung kamen, wo sie ihr Boot stehen lassen hatten, waren sie klatschnass. Und die See war jetzt schon so aufgewühlt, dass sie sich nicht im Boot hinauswagen konnten. Sie kamen bei einem Bauern unter und erhielten eine kleine Stärkung; sie hatten den ganzen Tag noch nichts zu Essen gehabt. Und dann hielten sie Rat.

Es wurde hin und her diskutiert; die Frauen säßen wartend zu Hause und würden sicherlich besorgt sein, wenn sie nicht kämen. Es war noch nicht zu spät, als dass sie es bis zum Abend nach Hause schaffen könnten. Und den zwei Meilen<sup>1</sup> langen Weg an der Innenkante des Fjords entlang kannten sie wie ihre Westentasche, sie waren ihn schon viele Male gegangen, und unter günstigen Umständen konnte er in gut zwei Stunden geschafft werden; und sollte es sogar drei Stunden dauern, würden sie immer noch rechtzeitig nach Hause kommen.

Andrerseits war es doch schlechtes Wetter. Der Wind nahm ständig zu und der Regen ebenso. Aber ein bisschen Wind war ja nichts, mit dem man rechnen musste, daran war man hier oben gewöhnt. Und im Hinblick auf den Regen waren sie nicht ganz unerfahren, und durchnässt waren sie bereits, so dass es rein unmöglich war, noch nasser zu werden. Außerdem erwartete sie zu Hause trockene Kleidung. Und genug Körperwärme sollten sie halten können, so lange sie gingen.

Dann war es auch so, dass der Bauer, denn er war der einzige hier in dieser Ansiedlung, kaum noch sechs Männer auf seinem nicht besonders großen Hof beherbergen konnte. Es könnte ja zwar noch gehen, denn die Leute waren nicht wählerisch bezüglich des Nachtlagers, aber trotzdem, schöner wäre es ja, in sein eigenes Heim zu kommen.

So saßen sie auf der Bank an der Wand in der Rauchstube und erörterten den Sachverhalt. Das Wasser floss in reißen Strömen von ihnen herab, so dass sich die Katze und die Hühner verkrochen und sich unter dem Ofen versteckten. Der Bauer war gastfreundlich, wie es alle Bauern sind, er würde sie gerne alle unterbringen. Aber das Ergebnis der Beratungen war, dass drei sich entschlossen zu bleiben und drei zu gehen.

Der Bauer wollte sie schließlich noch bewirten, bevor sie gingen. Aber jetzt, da sie beschlossen hatten zu gehen, galt es so schnell wie möglich fortzukommen. Außerdem könnten sie ja bestimmt noch ein paar Stunden weitergehen, wo es doch schon den ganzen Tag ohne zu essen gegangen war.

Die drei Besonnenen, die sich entschlossen hatten, zu bleiben, versuchten sie zu überreden; aber sie wollten nichts hören, sie hatten es nur eilig wegzukommen und sie konnten es nicht lassen, sich von den dreien, die nicht mitwollten, mit kleinen Sticheleien zu verabschieden. Dann gingen sie hinaus in den Regen und die Dunkelheit.

Auf den Färöern gibt es keine Landstraßen. Zum Teil fehlt es an Geld, sie anzuschaffen, zum Teil ist das felsige und steile Gelände nicht für die Anlage von Straßen geeignet. Ein schmaler Fußpfad, der oft vollständig verschwindet, da er nur auf den höheren Punkten durch eine Reihe von Steinhäufen, „Varðar“<sup>2</sup> genannt, markiert ist — so sieht ein färöischer Weg aus.

Der Weg um den Fjord zwischen den beiden Dörfern wird nur von Leuten aus diesen beiden Ansiedlungen begangen und auch nur dann, wenn der Fjord nicht mit Booten befahrbar ist; einen besonders deutlich markierten Weg gibt es daher überhaupt nicht.

Als die drei Männer aus dem bebauten Bereich um den Hof heraus und in die unkultivierte Außenflur gekommen waren, mussten sie im Gänsemarsch gehen. Der Regen strömte mit unverminderter Heftigkeit, und der Sturm nahm noch ständig zu. Ihre durchnässte Kleidung bot ihnen keinen Schutz mehr gegen Regen und Sturm. Aber sie waren froh und frischen Mutes; sie würden ja beweisen, wozu sie taugten, dass sie nicht von der Art wären, die sich von solch einem kleinen Wetter zurückhalten lässt!

Ihre Unterhaltung war munter und voller Spott über die drei, die zurück geblieben waren. Nach und nach aber erstarb sie. Und sie gingen schweigend weiter.

Man hörte nur noch des Sturmes Geheul zwischen den Klippen, des Regens platschenden Schlag gegen den Steine und den Laut von den in dem aufgeweichten Schlamm versinkenden, schwappenden Schritten.

Der junge Bursche ging mit gesenktem Kopf hinter den anderen her.

Er hatte in der warmen Rauchstube gesessen und sich so wohl gefühlt, so gut, dass er dachte, dass der Weg nichts sei. Er hatte den beiden anderen geholfen, die drei, die zurückbleiben wollten, zu verspotten. Und er hatte gelächelt und über ihre ernsten Gesichter und bedenklichen Mienen laut gelacht. Was war das Stückchen Weg überhaupt der Rede wert!

Aber als er sich von der Bank erhob, und als sich die Tür vor ihm öffnete und die Finsternis und der Regen ihm entgegenschlugen, hatte er gemerkt, dass er müde war.



Er hatte die Müdigkeit weggelacht und die verspottet, die zurück geblieben waren. Aber die Dunkelheit und der Regen schlugen ihn auf den Mund, bis er schwieg.

— War es nicht doch falsch, dass ich mitgegangen bin; — war es nicht doch falsch, dass ich mitgegangen bin?

Der Gedanke hatte sich in ihm verbissen und war zu einem Takt geworden, der ihn begleitete:

— War es nicht doch falsch, dass ich mitgegangen bin; — war es nicht doch falsch, dass ich mitgegangen bin?

Aber jetzt war es ja zu spät. Er war dabei gewesen, die anderen, die Zurückbleibenden auszulachen, hatte seinen Vater und seinen Bruder verspottet, als sie ihm Vorhaltungen machten, dass es nicht richtig sei, zu gehen. Jetzt konnte er nicht aufgeben!

— Wenn ich jetzt die anderen rufe, und sie stehen bleiben, sich umdrehen und mich anschauen und ich komme zu ihnen und sage: „Nein, es war doch dumm, zu gehen, ich kehre um und gehe zurück,“ — wie werden dann Spottwörter auf mich herabregnen. Und wenn ich dann still schweige und ihnen nichts entgegne, dann werden sie allmählich aufhören zu spotten und nur schweigend stehen bleiben, mich anschauen und sehen, dass ich geringer bin, als sie dachten. Und schließlich wird es langsam und ernstlich so kommen, wie Erwachsene einem Kind raten, das sich selbst nicht raten kann: „Na, dann musst du eben besser zu deinem Vater und deinem Bruder zurück gehen.“

Oder so ähnlich. — Ja, so war er für den Rest seines Lebens gezeichnet, er könnte nie ein Mann wie die anderen sein. Immer würden sie ihn damit zu verspotten. Und wenn sie es nicht übers Herz bringen könnten, ihn zu verspotten, wäre es noch schlimmer.

Nein,nein. Er konnte es nicht. Er hatte sich dies als Großtat vorgestellt, als Auszeichnung. Sollte es jetzt zu einer Schande werden, die immer an ihm haften würde?

Wie ruhig sie weitergingen, ohne sich auch nur umzudrehen, um nach ihm zu sehen! Sie waren sich sicher, dass er mithalten könnte. Sie hatten keine Ahnung, was er sich dabei gedacht hatte, als er mitgehen wollte. Sie hatten keine Ahnung, überhaupt keine Ahnung davon, dass er so ein Schwächling war, so ein Waschlappen.

Und die drei, die nun in des Bauern warmer, gemütlichen Rauchstube saßen und sich über die unterhielten, die durch die Dunkelheit und den Regen fortgegangen waren, wie würden die ihn anschauen, wenn die Tür aufging und er in die Stube träte? Sie würden ihn anlächeln und sagen, dass er sich vernünftig verhalten habe. Aber wie würden sie nicht auf ihn sehen! Waschlappen, Waschlappen. Nein, er musste durchhalten, jetzt, nachdem er es angefangen hatte.

— Aber es war dumm, dass du mitgegangen bist. Es war dumm, dass du mitgegangen bist. Der Takt hörte nicht auf, in seinem Kopf zu pochen, immer weiter und immer weiter, nicht heftig, sondern ruhig und gelassen, wie ein Sprecher, der weiß, dass er Recht hat.

Er hätte mit den anderen zurück bleiben können. - Aber jetzt...

— Es war dumm, dass du mitgegangen bist, es war dumm, dass du mitgegangen bist.

Dann merkte er, dass er dabei war, zurückzufallen.

"Herrgottnochmal, wie schnell gehen die doch!"

Er blickte zum Himmel hinauf, der ihn wie ein schwarzer, bodenloser Abgrund anähnte, wurde ängstlich und ging schneller, um die anderen einzuholen.

Er schaffte es kaum, denn er stolperte über eine Unzahl von Steinen und ein Vielfaches an Löchern. Aber er kam doch wieder dicht hinter sie, und er konnte gleich seinen alten Platz einnehmen.

— Es geht ja gut, es geht ja gut, es geht ja gut, es geht ja gut.

Das war eine Lüge, aber es war doch ein bisschen Trost in den Worten. Und es war, als ob es nach dieser Melodie besser ging.

Als sie den Fluss, der am Ende des Fjordes in ihn mündete, überqueren mussten, wusste er nicht, wohin seine Füße traten. Und jedes Mal, wenn ihnen eine starke Windbö entgegen-dröhnte, stand er still und schwankte wie ein Rohr. Aber noch kaute sein Gehirn im Gleichklang mit den Fußritten den Satz wieder:

— Es geht ja gut, es geht ja gut.

Es wurde nun stockdunkel. Es gab keine menschliche Behausung im Umkreis von einer Meile. Und es war nicht das schwächste Licht zu sehen, weder auf der Erde noch am Himmel. Sie konnten in der Dunkelheit kaum ihre eigenen Füße erkennen. Aber noch ging es stetig voran, gegen Sturm und Regen.

Die Nässe triefte über Gesicht und Körper in einem ununterbrochen rinnendem Strom an ihnen herunter. Und der Sturm ging ihnen durch Mark und Bein, denn es wurde kälter und kälter. Es war, wie sich auf dem Boden eines Flusses vorwärts zu kämpfen, vornübergebeugt und um Atem ringend.

— Es geht ja gut, es geht ja gut.

Er taumelte vorwärts über die Steine, bald rechts, bald links, durch den Sturm und die Unebenheiten des Weges hin und her geworfen.

Er hörte einen Mann sagen, „halbwegs“. Es war sonst eine Zeit lang kein Wort gesprochen worden. Er versuchte sich mit dem Gedanken aufzurichten, das jetzt noch nur die Hälfte des Weges übrig war. Aber es ging nicht. Er war müde, todmüde.

Er merkte, dass er mehr und mehr zurückblieb. Aber er konnte nicht anders. Dann hörte er den Vordersten stehen bleiben.

„Er kann nicht Schritt halten“, hörte er ihn sagen. Der andere murmelte etwas in den Bart und ging ein paar Schritte weiter. Dann blieb auch der - gewissemaßen widerwillig - stehen.

Er ging weiter auf sie zu, versuchte, fest und gleichmäßig zu schreiten.

„Bist du müde?“, fragte der erste.

„Na.“, antwortete er. Er wollte „nein“ sagen, aber dieses Wort zog sich so seltsam lang in seinem Hals.

„Komm weiter. Wir dürfen hier nicht stillstehen!“

Und so ging es wieder vorwärts gegen Sturm, Regen und Dunkelheit. Aber langsamer.

— Dass du doch nicht umgekehrt bist, dachte er. Aber jetzt ist es zu spät, jetzt ist alles zu spät.

Etwas leuchtete in der Dunkelheit unter ihnen auf. Sie kamen an einen Fluss, der sich schäumend mit einem furiosen, kontinuierlichen Gebrüll den Berghang hinunterstürzte. Dann ging es wieder in die Dunkelheit.

— Wenn sie jetzt von dir fortgehen. Was dann. Was dann... — Aber das machen sie nicht. Nein, das können sie nicht machen!

Da kam ein Windstoß und drückte gegen so seine Brust, dass er strauchelte und gegen einen Felsbrocken stieß. Er musste sich mit beiden Händen abstützen, um nicht zu fallen. Da stand er nun.

Die beiden anderen blieben vorn stehen und besprachen sich kurz. Dann kam einer zu ihm.

„Du bist müde?“

„Ja.“

„Kannst du nicht mehr?“

„Nein!“

„Lass mich dir helfen — . Nimm seinen anderen Arm“, sagte er zu dem anderen Mann, der nun auch zu ihnen gekommen war.

— Jetzt musst du durchhalten. Nun kommt es darauf an. Jetzt musst du durchhalten.

Zwischen den beiden Männern hängend wankte er weiter und wiederholte es vor sich hin:

— Jetzt musst du durchhalten. Jetzt musst du durchhalten.

Aber der Gedanke hatte keine Macht. Und er konnte ihn nicht festhalten.

— Wenn da doch nur ein Licht wär, nach dem man sich richten könnte, dachte er.

Aber da war nur Dunkelheit, nur Dunkelheit. Und dann war es so, als ob sich Dunkelheit auf ihn stürzte und ihn auf die Erde drückte.

Dann hörte er eine Stimme über sich: „Komm, steh auf.“

Es war ein seltsamer rauher Ton in der Stimme. Und er stand auf.

„Komm schon!“

Und wieder schleppten sie ihn gemeinsam durch die Dunkelheit.

Er wankte wie ein Nachtwandler mit geschlossenen Augen weiter. Ab und zu verließ ihn das Bewusstsein, dann wurde er gezogen und vorwärts geschoben.

Da kam ein Windstoß herangerauscht und zwang sie, stehen zu bleiben. Es dauerte lange, bis sie wieder in Gang in kamen.

— Es hat keinen Zweck. Es hat keinen Zweck. Guter Gott, dass sie nicht sehen konnten, dass es keinen Zweck hatte!

Und gewissermaßen aus Trotz ließ er sich fallen. Sie konnten ihn nicht aufrecht halten, und er fiel der Länge nach vornüber zwischen sie.

„Was sind das jetzt für Tricks? Komm hoch!“

Aber er rührte sich nicht - einfach ausruhen, nur ausruhen.

Sie packten ihn und versuchten, ihn auf die Füße zu stellen. Aber seine Beine gaben nach und konnte ihn nicht tragen. Da ließen sie ihn wieder sinken.

— Wenn sie jetzt gehen, dachte er. Aber bei dem Gedanken empfand er nichts und er machte sich nicht einmal die Mühe, die Augen zu öffnen, um zu sehen, ob sie schon weg waren.

Die Männer standen ein paar Schritte abseits und sprachen miteinander. Es war zu einer ernstesten Geschichte geworden, das hier. Dann kamen sie zurück.

„Komm, steh auf; wir gehen jetzt!“

Und sie fingen wieder an, sich mit ihm abzumühen, aber es nützte nichts.

Wenn sie ihn bloß in Ruhe lassen würden. Es nützte ja doch nichts.

„Wir können ihn nicht hier liegen und sterben lassen wie irgendein Stück Vieh —. Was machen wir nun?“

„Ja, was machen wir nun?“

Sie blieben kurz stehen und überlegten. Der Regen platschte auf sie herab und der Sturm zerrte an ihrer Kleidung.

„Wir könnten ihn hinter einen Stein setzen. Dann würdest du bei ihm bleiben, während ich zwecks Hilfe ins Dorf gehe. Es kann jetzt nur noch eine halbe Meile weit sein — Er könnte sich das auch schon gedacht haben.“

So setzten sie den Burschen rücklings in den Windschatten eines Felsens. Einer der Männer setzte sich neben ihn und der andere ging weiter zum Dorf, um Hilfe zu holen.

Aber auch der war nun todmüde und von Regen und Wind durchkältet. Er taumelte hinweg durch die Dunkelheit, stolperte über Steine und rutschte im Schlamm aus. Es ist nicht so leicht zu gehen, wenn man allein und in Eile ist und nichts sehen kann.

Immer wieder rutschten ihm die Beine weg und er fiel kopfüber, manchmal in den Schlamm, manchmal gegen einen Stein. Aber er ging und ging. Wollte dieser Weg denn nie ein Ende nehmen?

Dann merkte er, dass er vom Weg abgekommen war, ging doch noch ein paar Schritte vorwärts, er wusste nicht mehr wo, stolperte über einen Stein, stürzte der Länge nach auf den Boden und blieb liegen.

Das Wasser, das ihm in den Nacken rann, brachte ihn wieder zu Bewusstsein, er erinnerte sich, dass er Hilfe holen sollte, entdeckte, dass er in einem Bach lag und fing an, auf Händen und Füßen über die glatten Steine im Bachbett vorwärts zu kriechen.

Endlich schaffte er es aus dem Bach und kletterte den Hang am Ufer hinauf. Aber als er mit Kopf und Brust über der Böschung war, kam der Sturm direkt auf ihn zu und zwang ihn hinter die Böschung zurück. Wieder kroch er hinauf. Und mit Kopf und Brust dem Sturm ausgesetzt stierte er nach vorn in die Dunkelheit.

Hinter ihm gluckste und murmelte der Bach, der sich wie ein fleißiger Arbeiter nur um seine Arbeit kümmerte und nicht darauf achtete, was sonst um ihn herum los ist. Doch vor ihm blies und piff der Sturm über die Erde hinweg. Es klang, als ob er heulte und schrie und lachte und

weinte. Er konnte nicht einen Fuß vor sich sehen, so dunkel war es. Und trotzdem: Es erschienen vor ihm, auf dem Boden gegen ihn ausgestreckt, die schwarzen Umrisse eines Ungeheuers, das mitten in der Dunkelheit auf dem Sprung lag.

Einen Augenblick lang blieb er auf Händen und Füßen liegen und stierte dem Ungeheuer entgegen, das blies und blies und damit drohte, ihn rücklings umzublasen. Er konnte nun den mächtigen, aufgeblähten Kopf mit den großen, dicken Backen erkennen, die zu beiden Seiten auf den Boden herabhingen. Es rückte näher und näher an ihn heran und blies, so dass es in seinem Gesicht brannte und an seiner Brust und riss. Aber er hielt sich verzweifelt fest und kämpfte dagegen an. Erst als das Ungeheuer ganz nahe bei ihm war und ihn mit seiner schwarzen, nasskalten Schnauze anstieß, gab er den Kampf auf, duckte seinen Kopf hinter die Böschung und sank zurück in den Bach.

Und während er auf allen Vieren in dem fließenden Wasser lag und sich darüber wunderte, womit sich der Bach beschäftigt hatte, und was es tatsächlich war, was er erzählen wollte, rann sein Bewusstsein mit dem strömenden Wasser hinweg.

\* \* \*

Die Wolken hingen wie ein nasser Schwamm am Himmel und das Wasser sickerte und sickerte von dort auf die Erde herab. Der Sturm brauste ungebremst oben zwischen den Bergen, fuhr kreischend und heulend durch die Steine und Felsbrocken der Hügel, griff die Regentropfen um die Taille, riss sie mit sich und schleuderte sie im Vorbeigehen gegen Steine und Erdklumpen, so dass sie sich auflösten und weit weg spritzten oder ließ sie in der Eile mit einem kleinen Plumps in die Pfützen zwischen Gras und Moos fallen.

Alles triefte vor Nässe. Selbst die Steine schienen mit Regen gefüllt und übersättigt zu sein. Und mitten in der Dunkelheit und der Nässe saß ein Mann zusammengekauert hinter einem Stein mit einem bewusstlosen Jungen neben sich und wartete auf die Hilfe, die kommen sollte.

Durchnässt und erschöpft vor Kälte und Angst saß er da und wartete und wartete, während das Wasser an ihm herunterrann. Der Sturm und der Regen fuhren verwüstend über das Gelände hinweg und füllten die Dunkelheit um ihn herum mit seltsamen, unheimlichen Geräuschen. Und während er da saß und geradeaus starrte und sich anstrengte, einen Anhaltspunkt draußen in der Dunkelheit zu finden, an dem er seinen Blick und seine Gedanken verweilen lassen konnte, kämpfte er einen ohnmächtigen und hoffnungslosen Kampf mit einem Gedanken, der sich ihm unerbittlich aufdrängte und hervorkommen wollte.

— Es war ja im Grunde seine Schuld, dass es so gelaufen war, wie es nun war. Er war so stolz darauf gewesen. Er war ja nicht der Rede wert, dieser läppische Weg. Und er hatte sich wie ein eikrankes Huhn aufgekropft und die vernünftigen Einwände der anderen verhöhnt.

— Aber die ganze Schuld, die hatte er nicht. Nein,nein. Weit entfernt davon. Die anderen hatten darin eingestimmt und ihn dabei unterstützt; oder so.

Aber er war es gewesen, der die Idee hatte. Er war es, der vorgeschlagen hatte, dass sie gehen sollten. Nein, nein. Es hatte keinen Zweck, das zu leugnen. Es war seine Schuld, dass sie hier saßen, während ihr Kamerad in die Dunkelheit davon taumelte, sich vielleicht verirrte und irgendwo oben in den Hügeln stürzte.

— Großer Gott, wenn er sich verirrte, während er hier saß und wartete.

Nein, das war unmöglich. Er kannte sich zu gut aus. Aber der Junge. Wenn der Junge nun da saß und stürbe, bevor Hilfe kam!

Er streckte seine Hand zur Seite aus und erwischte eine eiskalte, nasse Hand, die in der seini- gen wie ein toter Fisch lag.

— Großer Gott, wenn er nun da saß und seinetwegen starb. Oder vielleicht war er schon tot.

Er betastete den kraftlosen Arm und schließlich auch das Gesicht. Es war so nass und klamm wie seine Hände und hing nach unten auf die Brust gebeugt. Er fühlte unruhig darin herum, um ein Lebenszeichen zu finden. Er rief den Jungen bei seinem Namen, bekam aber keine Antwort. Nicht ein Zucken verriet, dass seine Stimme gehört wurde.

— Wenn er nun schon tot war?

Sein Arm erstarrte vor Entsetzen, und er riss hastig seine Hand zurück.

— Tot, tot.

Er saß da und stierte vor sich in die Dunkelheit, während der Sturm brauste und der Regen ringsum niederströmte.

— So würde es geschehen. So würde es sein. Und er war der Mörder und saß hier neben ihm; er hatte gemordet.

— Was war das, hatte er sich gerührt? Nein, es war nur der Sturm, der an dem Stein, hinter dem sie saßen, schüttelte und riss.

Er horchte und horchte. Jeden Augenblick fuhr er zusammen, erschreckt durch des Sturmes Kreischen und des Regens Platschen - in dem Glauben, es wäre der Junge, der sich stöhnend und ächzend rührte. Schließlich konnte er es nicht länger aushalten, er musste Gewissheit haben.

Er nahm all seinen Mut zusammen, beugte sich über den Jungen und rührte ihn an.

Er schauderte, als er seinen Körper berührte, aber er zwang sich, seine Hand gegen seine Brust gedrückt zu halten.

— War es Einbildung? Nein, seine Brust hob und senkte sich; aber sehr, sehr schwach. Gott sei Dank, er war noch nicht tot. Aber wie lange würde das anhalten? Wenn nicht bald Hilfe käme, dann ...

Wo blieb die Hilfe bloß. Sie könnte schon längst hier sein, schon seit langer, langer Zeit. Wie lange hatte er hier wohl gesessen? Wahrscheinlich schon seit Stunden. Es war doch unverantwortlich, ihn hier neben einem Sterbenden sitzen und warten zu lassen!

Er horchte. Nein, es war nichts als Sturm und Regen zu hören. Er starrte hinaus in die Dunkelheit, aber es war kein Licht zu sehen.

— Wo blieb die Hilfe bloß? Wwo blieb sie bloß! Und wie es regnete!

Er streckte wieder seine Hand aus und berührte die Brust des Burschens. Sie bewegte sich weiter auf und ab, jedoch schwächer als zuvor. Und die Glieder wurden sicherlich auch schon steif.

— Großer Gott, er sitzt hier und stirbt meinetwegen!

Und plötzlich wurde er von dem Schrecken ergriffen, hier in der Dunkelheit neben einem sterbenden Manne zu sitzen. Das Grauen eines Naturmenschen vor dem Tod überkam ihn, und er wimmerte wie ein Kind.

— Was soll ich tun, was soll ich bloß tun?

Und plötzlich wurde seine Angst, dass sein Kamerad sich in der Dunkelheit verlaufen hatte, zur Gewissheit. So klar und plötzlich kam dieses Bewusstsein auf ihn herab, dass es in der Dunkelheit um ihn herum hell wurde, und in diesem Licht sah er deutlich seinen Kameraden vor sich hingestreckt auf dem Boden liegen.

Da stand er auf und schrie um Hilfe. Rief und schrie in die Dunkelheit hinaus, als wolle er seine Lungen sprengen. Und er lauschte und spähte hinaus in die Dunkelheit.

Und die Haare standen ihm zu Berge. Er konnte spüren, wie der Junge zu seinen Füßen langsam zur Seite kippte, seine Beine ergriff und sie bedrängte.

Er schrie.

Und von panischer Angst ergriffen stürzte er davon; lief, lief in die Dunkelheit hinein. Er rutschte aus und fiel, und er lief, bis er wieder fiel, lief nur und lief, lief wie ein Verrückter, der um sein Leben läuft. Er musste fort, nur fort.

Da wurde plötzlich die Dunkelheit vor ihm dichter, und er lief mit seiner Stirn dagegen. Er hatte nicht die Kraft, auszuweichen und weiter zu laufen. Seine Hände tasteten nur über die glatte Fläche und hielten sich an einer scharfen Kante fest.



Und während seine Hände an der scharfen, senkrechten Kante auf und nieder tasteten, ging ihm langsam auf, dass er an einer Mauer stand, an der Wand eines Hauses. Gekrümmt und stöhnend tastete er die Wand entlang, bis er auf ein Fenster traf.

Er klopfte an das Fenster, wieder und wieder, bis er hörte, dass Leben ins Haus kam. Und als er Schritte hörte, klopfte er noch einmal, stärker als zuvor, und sank bewusstlos an der Wand zu Boden.

\* \* \*

Das gesamte Dorf war zur Beerdigung erschienen. Das ganze Dorf, außer Thomas.

Er stand bei der Giebelwand von einem der äußersten Häuser des Dorfes und starrte zur Kirche hin. Schwarz und unscheinbar stand sie mitten im Schnee, der sich in einer dicken Schicht vom Berg hinunter bis an die glänzende Fläche des Fjordes ausbreitete. Und der Gesang zwängte sich elend und arm durch die Ritzen in den geteerten Holzwänden:<sup>3</sup>

Im Strom der Zeit ist es verronnen  
Wie Morgentau bisher mein Leben.  
Drum soll'n die Tage, die noch kommen,  
Mir doch noch wahre Hoffnung geben.  
O, hilf mir Gott, dass jeden Tag  
Ich diene dir zum Wohlbehag'.

Alt und zerbrechlich stand die Kirche mit ihren niedrigen Mauern und den niedrigen Fenstern im Schnee. Und zuoberst auf dem Dachfirst neigte sich das kleine viereckige Gehäuse, in dem die Glocke hing, wie ein baufälliger Kamin.

Thomas schwankte in Richtung des geteerten Giebels hin und her, während er da stand und zur Kirche starrte.

Und das Lied drang zu ihm durch:<sup>4</sup>

Wie flüchtig sind die Güter hier,  
Selbst Jugend, Kraft und Fröhlichkeit.  
Und wenn damit nicht rechnen wir,  
Sind Tod und Grab vielleicht nicht weit.  
Ach, lehr' mich alles so zu sehn,  
Als müsst' es bald zu Ende gehn.

Wie klang dieses Lied doch armselig und hässlich, jämmerlich und elendig. Und es war der Menschen Klage, der Menschen Kummer. Wie elend, wie erbärmlich, wie armselig. Nein, ein Mensch soll sich still um selbst sorgen. Oder klagen und jammern bis die Berge zerspringen und sein eigenes Herz birst.

Aber es ist alles eine Lüge, alles. Berge und Herzen können nicht bersten.— Das hatte er gefühlt . — Ja, das hatte er gefühlt.

Der Gesang quoll durch die Kirchenwände und sickerte in seine Ohren:<sup>5</sup>

Vonnöten ist nur eines hier,  
So lange wir auf Erden leben:  
Im Glauben treu zu dienen Dir  
Nach Redlichkeit und Güte streben;  
So dass, wenn einst ich schwind' dahin,  
Bereitet für den Himmel bin.

— Dass sie so etwas singen konnten, dass sie das singen konnten; singen und wirklich glauben, dass sie trauerten. Wie lächerlich, wie himmelschreiend lächerlich. Sie flennten wie Kinder, tatsächlich.

Ach, könnte er auf diese schmalbrüstige Kirche spucken, die da stand und quiekte wie eine gichtkranke Maus.

Er stützte sich mit beiden Händen an der Wand ab und blickte über den Fjord, der kühl und ruhig da draußen hinter der Kirche lag. Und er blickte die Berge hinauf, die in starken, festen Formen unter der Last des Schnees anschwellen.

Er konnte den ganzen Weg um das Innere des Fjords sehen, den sie gegangen waren. Und da drüben auf der anderen Seite lag der Bauernhof, wo sie Rat gehalten hatten, bevor sie aufgebrochen waren. Vor vier Tagen noch hatte er dort kräftig und fröhlich gesessen, auf den Tisch geschlagen und die anderen verspottet und verhöhnt . - Und jetzt ...

Sein Blick wanderte hilflos im Kreis herum, als sei er dabei zu ertrinken. Aber jedes Mal kam er zurück und blieb an der Kirche hängen, die da zusammengekauert am Fuße des Berges stand und vor Kummer und Kälte winselte und wimmerte:<sup>6</sup>

Du weißt , o Herr und Richter mein,  
Wie meine Tage gehn dahin;  
Hilf, sollten sie zu Ende sein,  
Dass recht ich vorbereitet bin.  
Und wenn du dann mich rufst zu Dir,  
Erbarme dich, sei gnädig mir.

Es war dasselbe Lied wie zuvor, erbärmlich und ärmlich. Aber wie traurig und feierlich klang es nicht jetzt! Es war, als ob sich die Töne durch die Wände der Kirche und weiter zu ihm durch die

klare, frostige Luft schnitten. Sie schlangen sich um ihn, umarmten ihn und wollten ihn auf die Knie zwingen.

Nein. Er konnte sich nicht mit Floskeln und wohlfeiler Entrüstung über die anderen begnügen. Was hatten die anderen damit zu tun. Er wusste ja, er hatte Schuld; er und nur er allein.

Den ganzen Tag hatte er getrunken. So getrunken, dass er kaum noch aus den Augen sehen konnte. So getrunken, dass er nicht mehr wusste, was oben und was unten war. Aber es hatte nicht geholfen. Dass er sich doch besser von der Kirche fernhalten könnte, dass er nicht doch weit, weit den Berg hinaufgehen und sich mit seinem Schmerz und mit seinem Rausch in den Schnee legen könnte, weit, weit weg von allem! - Aber er konnte es nicht, er war wie angebunden an die kleine, schwarze Kirche.

Was mochte der Priester da drinnen jetzt wohl sagen? Er streckte den Kopf vor, als glaubte er, die Worte des Priesters einfangen zu können. Natürlich ging es um ihn, worüber er sprach. Und es war ihm, als hörte er die Stimme des Priesters:

Thomas, sagte er. Thomas. Thomas. Thomas. Und jedes Mal, wenn er den Namen nannte, wurde seine Stimme lauter und schärfer, und er schlug auf die Kanzel, wie er es immer tat, wenn er wütend war.

Thomas, sagte er. Thomas hat die ganze Schuld. Thomas ist der Mörder. Er ist es, der sie beide ermordet hat. Er ist es, er.

Und die ganze Gemeinde saß mit den Gesangbüchern auf dem Schoß und hörte andächtig gebeugt zu und nickte und dachte nach. Ja, es ist Thomas. Er ist es - und keiner von uns anderen.

Er krümmte sich gegen die Wand:

War der Priester nicht doch bald fertig; war das nicht doch schon genug? Warum sollte er so gequält werden?!

Und der Priester sprach von Elias, sprach von seiner Witwe und den sieben kleinen Kindern.

Und er sprach über den jungen Burschen, der mitgeschleppt worden war, und wie er noch lebte, als die Männer ihn hinter dem Stein fanden.

Und es war Thomas, der sie getötet hatte. Thomas, Thomas!

Wieder hörte er die Schläge von der Kanzel, und wieder sah er die Gesichter über die Gesangbücher gesenkt. Alle nickten sie und murmelten: Thomas, Thomas.

Er ergriff ein Brett in der Wand, um nicht zu fallen. Quatsch und Unsinn, er stand ja hier betrunken an der Giebelwand eines Hauses und konnte unmöglich hören, was der Prediger in der Kirche sagte. Er konnte ja nicht einen Laut hören!

Aber wie auch immer. Er sah das alles für sich selbst, sah die ganze Kirche, sah den Priester auf der Kanzel. Und der Priester redete immer weiter. Es war, als könnte er dessen geheimste Gedanken lesen.

Und nicht er allein hatte sie in die Dunkelheit hinaus und in den Regen gelockt. Nein, er hatte gemeinsam mit ihnen gescherzt und gelacht, so dass sie vergaßen, wie gefährlich es war, worauf sie sich einließen; vergaßen es und gingen dem Tod entgegen, anstatt umzukehren, solange es noch Zeit war.

Und dann war er ein Waschlappen gewesen. Als der Junge müde wurde und nicht mehr weiter konnte, blieb Elias stehen, um ihm zu helfen. Aber er, Thomas tat so, als hätte er nichts bemerkt und ging weiter. Er war ängstlich wie ein Hund, ängstlich vor dem, was hinter ihm war.

Und hätte er sich als Mann gezeigt und wäre er dabei geblieben, weiter zu gehen, dann hätte Elias wohl den Versuch aufgegeben, den Jungen allein zu schleppen und wär mit ihm, Thomas gegangen und gerettet worden. Und sie wären in das Dorf gekommen, Hilfe wäre geschickt und auch der Junge gerettet worden. Wäre er doch nur dabei geblieben, zu gehen!

Wäre er nur so viel Manns gewesen, dass er dabei blieb, weiterzugehen, dann wären sie beide gerettet worden. Aber er war ein Feigling. Er hatte Angst vor dem dahinten. Und so hatte er nicht den Mut weiterzugehen, obwohl er genau wusste, dass es das Richtige war, das einzig Richtige.

Und hätte er nicht Elias gehen lassen, um Hilfe zu holen; Elias, der war ja alt. — Und hätte er nicht so lange glotzend da hinter dem Stein gesessen und gewartet und gewartet, dann hätte er zumindest den Burschen und vielleicht auch Elias gerettet.

Wenn er alles möglich andere getan hätte als genau das, was er gemacht hatte, dann wären sie alle noch am Leben. Aber jetzt ...

Nun hob drinnen der Gesang wieder an. Dünn und traurig schlich er sich aus der Kirche und kam auf ihn zu.

Es war, als ob sich die Worte um ihn schlängeln und ihm ins Gesicht stierten. Und er konnte die Stimmen im Gesang unterscheiden. Sie heulten gegen ihn. Sie schrien ihn an und drohte ihm. Und sie alle schrien: Das ist er, er.

Er schaute sich ängstlich um, ob ihm jemand auflauerte. Aber er war allein, allein im ganzen Dorf, alle waren ja in der Kirche. Dann ballte er die Faust und schüttelte sie drohend zur Kirche hin.

Ja, sie konnten wohl spotten. Sie hatten es leicht, ihn zu verhöhnen, wie er da hilflos und allein stand. Aber das wäre böse getan, niederträchtig böse.

Aber er würde sich rächen. So wahr wie er hier stand, würde er sich rächen. Sie sollten nur kommen, alle zusammen, um es zu bereuen!

Grausam, grausam, würde er sich rächen. Und er tobte und schlug mit der geballten Faust gegen die Wand.

Dann glitt ein Bild an ihm vorbei. Er sah Elias' Witwe, alt und verbraucht, wie er sie vor kurzem angetroffen hatte. Und er sah des Burschens Vater, steif und ernst, allein und unantastbar in seiner Trauer.

Und er würde sich an den Leute rächen. Er würde sich an denen rächen, die Recht hatten. Es waren ja sie, die sich an ihm rächen würden.

Und wie würde er es anstellen, sich zu rächen, Waschlappen, der er war? Er konnte trinken, trinken und sich verrückt grübeln. Das konnte er, und das war das einzige.

Er verkroch sich hinter der Ecke, während das Geleit aus der Kirche zog. Einer nach dem anderen tauchte aus der Kirchentür auf, ernst und alle in Schwarz gekleidet. Und er nannte sie beim Namen, je nachdem wie sie kamen.

Dann kamen die Särge, die beiden Särge und dahinter der Priester.

Er konnte sie nicht mehr sehen. Aber er stand auf und stierte zum Kirchengiebel hin, hinter dem sie auf den Kirchhof verschwunden waren.

Nun senkten sie die Särge in die Gräber, der Priester warf die ersten Schaufeln Erde darauf, und dann würden sie wieder auftauchen und um die Ecke kommen, direkt auf ihn zu.

Er stand da und starrte geradeaus, starrte und starrte, konnte sich nicht losreißen, obwohl er für alles in der Welt nicht haben wollte, dass sie ihn in der Verfassung vorfänden, in der er war. Er musste die Menschen sehen, musste ihnen ins Gesicht schauen und ihrem Urteil trotzen.

Da bog der erste um den Kirchengiebel und kam direkt auf ihn zu. Es war der Priester. Thomas stand mit gesenktem Kopf da und horchte auf die Schritte, die näher und näher kam. Er wagte nicht aufzublicken, und er konnte sich nicht zur Flucht aufraffen. Da blieb der Priester vor ihm stehen:

„Ich habe dich nicht in der Kirche gesehen, Thomas. Ich hatte doch gerade auf dich gewartet, du warst ja derjenige von uns allen, der den beiden an ihrem Ende am nächsten war.“ Der Priester machte eine kleine Pause. Dann fügte er ernst hinzu: „Es war ja so zu sagen du, der ihren letzten Atemzug hörte.“

Aber Thomas stand immer noch an der Wand. Er stand da mit gesenktem Kopf und murmelte etwas zu sich selbst hinunter. Das hatte er sich nicht vorgestellt, das hatte er nicht erwartet! Der Priester sprach so sanftmütig; und er stand betrunken hier, so betrunken. Oh, er würde er den Rest seines Lebens dafür geben, jetzt, in diesem Augenblick, nüchtern zu sein!

Da streckte der Priester seine Hand aus, legte sie auf seine Schulter und beugte seinen Kopf zu ihm hin:

„Was sagst du da?“, fragte er.

Aber Thomas stand auf und murmelte wie zuvor. Er würde sein Leben dafür geben, zu wissen, was er jetzt wusste und wünschte weit, ganz weit weg zu sein.

Da erst sah der Priester, dass er betrunken war. Er zog seine Hand weg, als ob er sich verbrannt hätte und wich einen Schritt zurück.

„Du hast getrunken“, sagte er, und das Sanfte und Milde wich von seinem Gesicht. „Du bist betrunken“, sagte er. Und Thomas vermeinte die Schläge auf der Kanzel zu hören.

„Und das an einem solchen Tag -. Schwein!“

Das gab Thomas einen Stich. Es sah aus, als ob er völlig zusammenbrechen würde, wie er da schlaff an der Wand hing, festgenagelt durch des Priesters Blick.

Aber da richtete sich seine zusammengesunkene Gestalt mit einem Satz auf:

„Warum nennst du mich Schwein?“ rief er. „Lass mich in Ruhe, sage ich. Ist das nicht schon genug, dass ich mich mit den Leichen abschleppen muss? Denn die Särge, die ihr begraben habt, waren leer; leer, sage ich. Wisst Ihr es denn nicht, soll ich es denn Euch selbst sagen, dass alles meine Schuld ist, dass ich ein Mörder, Mörder, Mörder bin?!“

Da ging es wie ein Leuchten über des Priesters Gesicht und seine Augen verloren ihren Stachel. Er trat einen Schritt näher und streckte wieder seine Hand der Gestalt vor ihm entgegen.

Doch Thomas wandte sich von ihm ab.

„Mit welchem Recht nennst du mich Schwein?!“, schrie er. „Mit welchem Recht nennst du mich Schwein? Nenn mich Mörder, wenn du willst. Aber Schwein, das ertrage ich nicht. Hörst du! Schwein, das ertrage ich nicht.“

Die Adern standen gespannt und geschwollen auf seiner Stirn, sein Gesicht zuckte, sein Mund sabberte und seine Stimme zitterte so, dass er kaum die Worte aussprechen konnte.

„Geh, geh!“, schrie er.

Und unwillkürlich wich der Priester zurück.

„Geh, geh!“, heulte er. Es schien, als würde er von Krämpfen geschüttelt hinstürzen.

Da wandte sich der Priester um und ging beschämt weg.

Aber als Thomas des Priesters Rücken sah, war das für ihn wie eine schwarze Wand, die vor ihm auftrug und die ganze Welt versperrte.

Und er streckte seine Faust aus und drohte ihm in ohnmächtiger Wut.

„Schwein!“, schrie er. Und immer weiter: „Schwein, Schwein!“

Dann versagten seine Beine, er brach zusammen und sank an der Wand nieder.

Aber während er auf dem Boden vor dem Haus lag, richtete er noch die geballten Fäuste gegen die Beerdigungsgesellschaft, die im Kreis um ihn herum stand. Und er schrie wie ein Irrer:

„Schweine! Ihr Schweine!“

Aber seine Stimme wurde immer schwächer. Schließlich war es nur noch ein Wimmern.

Da beugten sich Männer über ihn, fassten ihn unter beide Arme und trugen ihn ins Dorf. Und er hing zwischen ihnen wie ein hilfloses Kind und heulte so, dass man es überall zwischen den Häusern hören konnte.

-----

Anmerkungen des Übersetzers:

<sup>1</sup> gemeint ist wohl die dänische Meile, die von dem Astronomen Ole Rømer mit 12000 Ellen, also rund 7,5 km definiert worden war

<sup>2</sup> lies: va:rar, Singular: „varði“, abgeleitet von „varða“= bewachen, aufpassen. Von Deutschen werden diese „Wächter“ oftmals als „Steinmann“ bezeichnet

<sup>3</sup> Das Lied entspricht teils dem im deutschen Sprachraum bekannten „Ach, wie flüchtig, ach wie nichtig“. Um dem Liedcharakter gerecht zu werden, wurden die folgenden Textstrophen frei umgestaltet.

Das Dänische war übrigens bis weit in das 20. Jahrhundert hinein die Kirchensprache auf den Färöern, das Färöische als Sprache des Volkes wurde im Gottesdienst nicht gebraucht.

Im Original heißt es:

Som Morgendug mit Liv hensvinder,  
Som Strømmen skynder Tiden sig,  
Maaske naar næste Dag oprinder,  
Den rinder ikke op for mig;  
O, hjælp mig Gud, at hver min Dag  
Maa bruges dig til Velbehag.

In Deutsch etwa:

Wie Morgentau mein Leben schwindet  
Wie im Strom enteilt die Zeit,  
Vielleicht, wenn der nächste Tag verrinnt,  
Verrinne er nicht für mich.  
O, hilf mir Gott, dass jeden meiner Tag'  
Ich dir zum Wohlgefallen nutzen mag .

<sup>4</sup> Original:

Hvor flygtig er al jordisk Gode,  
Selv Ungdom, Styrke, Munterhed.  
Maaske, naar vi det mindst formode,  
Til Død og Grav vi segne ned.  
O, lær mig alt at bruge saa,  
Som det, der snart skal Ende faa.

Wie flüchtig sind alle irdischen Güter,  
Selbst Jugend, Stärke, Munterkeit.  
Mag sein, wenn wir's am wenigsten vermuten,  
Zu Tod und Grab wir niedersinken.  
O, lehr mich, alles so zu brauchen,  
Als etwas, das bald ein Ende bekommt.

<sup>5</sup> Original:

Et er fornødent, dertil ene  
Du satte os paa Jorden her,  
I Tro og Sandhed dig at tjene  
Og vorde gode Mennesker;  
O lad den Dag, som svinder hen,  
Berede mig til Himmelen

Bis dahin ist nur eins vonnöten  
Seit dem du uns hier auf Erden setztest,  
In Glauben und Wahrheit dir zu dienen  
Und gute Menschen werden;  
O lass den Tag, der dahin schwindet,  
Mich für den Himmel vorbereiten.

<sup>6</sup> Original:

Vær hos mig, Fader, Herre, Dommer,  
Du kender mine Dages Tal,  
At Livets Aften, naar den kommer,  
Mig uberedt ej finde skal;  
Og naar du kalder mig herfra,  
Forbarm dig, o forbarm dig da.

Sei bei mir Vater, Herr und Richter,  
Du kennst meiner Tage Zahl,  
Dass des Lebens Abend, wenn er kommt,  
Mich nicht unvorbereitet finden soll;  
Und wenn du mich wegrufst von hier,  
Erbarme dich, o erbarm dich dann.



## 4.

### Nils

Das Meer lag da und kauerte wie ein großes, schweres Tier. Es glitzerte und funkelte von seiner Oberfläche wie von tausenden Schuppen. Und so weit das Auge reichte, sah man nur Wasser, das langsam und lautlos davon glitt.

Es war ganz still da draußen. Ab und zu schnellte ein Fisch nach oben durch die Meeresoberfläche. Es war wie ein Wimpernschlag und ein Knacks, so sah man nur den Ring, der sich, langsam auf und ab schwingend, weiter und weiter von dieser Stelle ausbreitete. Und dann verschwand er auch so.

Unten am Horizont tummelte sich eine Wölkchen nach dem anderen davon, unziemlich wie nach einem langen Mittagsschlaf. Sie lachten ein wenig und rieben sich den Schlaf aus den Augen, und so fingen sie an, sich zu recken und zu strecken und höher und höher in den Himmel zu klettern. Und zuoberst lag ein große dicke Wolke, die sie allmählich verschlang, je nachdem wie sie ankamen.

Als die große Wolke mit dem Essen fertig war, war sie unförmig dick geworden; sie breitete und drehte sich so, dass sie fast den ganzen Himmel bedeckte, legte sich da oben richtig bequem zurecht und schlief ein.

Gleich unterhalb der großen Wolke trieb eine Schule von Kleinwalen dahin. Die schwarzen Köpfe tauchten Seite an Seite auf und dann wieder ab. Da waren ständig Köpfe, die auftauchten, und Köpfe, die abtauchten; und so dicht rückten die Wale zusammen, dass ihre Seiten aneinander schrammten und sich gegeneinander mit einem seltsamen, trockenen Knistern wie von gerbtem Leder rieben.

Es waren über tausend Wale, größere und kleinere. Es gab Walmütter mit ihren ganz kleinen Jungen, die kaum mehr als zwei Ellen<sup>1</sup> lang waren; sie hielten sich vor allem in der Mitte der Gruppe auf. Und an der Spitze schwamm ein alter Bulle von zwölf Ellen. Er war derjenige, der anführte, und die ganze Herde folgte ihm. Jedes Mal, wenn der alte Bulle mit seinem Kopf über Wasser kam, hielt er Ausschau zum Horizont. Aber der war absolut rein, es gab nichts zu sehen außer dem Meer, dem Himmel und der riesigen, dicken Wolke. Und mit einem wohlzufriedenen Schnauben ging er wieder mit dem Kopf unter Wasser.

Einen Augenblick lang glitt sein Rücken über das Meer hin wie eine schwarze Schäre, von deren Spitze die Rückenflosse wie ein langes, schwarzes Messer in die Luft stach; dann verschwand auch er wieder. Aber hinter ihm gab es ein Gewimmel von Schnauzen, die auf- und abtauchten, von Rückenflossen, die Seite an Seite vorwärts glitten und verschwanden, und es gab ein kratzendes, schabendes Geräusch von den Walen, die sich aneinander rieben. Und jedes Mal, wenn ein Kopf auftauchte, gab es ein langes, schnaufendes Prusten; und eine kleine

Wolke stieg in die Luft und vereinigte sich mit hunderten anderer kleiner Wolken, die wie ein Nebel über der Schule hingen und dahintrieben.

Es war ein wimmelndes Durcheinander. Es war, als ob das Meer kochte, in großen, schwarzen Blasen prustend und dampfend wie in einem großen Kochkessel.

Es ist nicht der Rede wert, bei guter Sicht an der Spitze zu schwimmen und die Schule anzuführen, vor allem wenn bis zum Horizont kein Land zu sehen ist. Der alte Wal fand es wie ein Spiel und die ganze Herde folgte ihm, denn alle konnten sehen, dass da nichts war, vor dem man Angst haben musste. Doch dann kam der Nebel.

Das Meer wurde dunkel und schwermütig, der Himmel wurde ebenfalls dunkel und die Wolken dort oben wurden gleichsam unruhig. Und so wurde auch der alte Wal besorgt. Und jedes Mal, wenn er auftauchte, lugte er hinaus zum Horizont. Denn er war es ja, der für alles die Verantwortung trug.

Und da sahen sie, dass der Horizont über dem Meer draußen vorwärts glitt und näher und näher kam. Und obwohl der alte Wal noch nicht den Nebel selbst sehen konnte, wusste er, was es war, was da auf sie zukam.

Kurz danach trieb der Nebel über das Meer wie eine beschlagene Fensterscheibe, die sich über den Horizont erstreckte. Und die Fensterscheibe kam näher und näher und wurde größer und größer. Schließlich lagen die Wale mitten im Nebel wie unter einer Dunstglocke, die mal dünner und mal dichter wurde.

Es gibt niemanden, der den Nebel leiden kann, nicht einmal das Meer und der Himmel, obwohl er doch zum engsten Familienkreis beiderseits gehört. Die Wolke kehrt ihm den Rücken zu und schaut sofort zum Himmel auf und das Meer wird noch schwermütiger und zurückhaltender, als es zuvor war, denn der Nebel ist so klamm und trist.

Der alte Bulle, der anführte, ließ sich zunächst nichts anmerken und schwamm ruhig durch den Nebel weiter, denn er wusste ja, dass offenes Meer voraus war. Doch hinten in der Herde wurde es unruhig. Die Wale fingen an auf und ab, kreuz und quer in alle Richtungen zu tauchen und ängstlich zu prusten.

Aber der Nebel war dichter und dichter. Und als eine Zeit vergangen war, verminderte der alte Wal das Tempo. Es war überhaupt nicht seine Absicht, dies zu tun. Er wusste genau, dass es das Klügste sei, wenn er die Gruppe hinter seinem Rücken zusammen halten würde, besser als los zu schwimmen und so zu tun, als ob es nichts sei. Aber das geschah nach und nach wie von selbst. Und so wurde die Herde hinter ihm noch unruhiger.

Der alte Wal tauchte auf und ab und blies heftig und tat so, als ob er in mit großem Tempo dahin schösse. Aber er blieb fast an der gleichen Stelle, denn er kannte kein aufmunterndes Mittel.

Es war zu Ende damit, dass er völlig zum Halten gekommen war. Aber da merkte er, dass die jüngeren Bullen, die an seiner Seite schwammen, damit anfangen, ihn zu schubsen und ihre Köpfe zusammen zu stecken. Und er riss sich zusammen und glitt aufs Geratewohl nach vorn, aber so langsam, als wäre er irgendwie damit vertraut.

Er lugte in den Nebel mit seinen halbblinden Augen, die nichts anderes sahen als das Grau in Grau, schnaubte besonnen und mit Würde und tat so, als ob er völlig gelassen sei und den Weg kenne, obwohl er sehr nervös war und nicht die geringste Ahnung hatte. Und es war, als ob sich die Herde dahinten beruhigte und ihm wieder so dicht wie möglich in seinem Kielwasser folgte.

So ging es weiter im Nebel, Stunde um Stunde. Und je mehr die Zeit verging, desto schneller glitt der alte Wal vorwärts und desto ruhiger folgte ihm die Herde. Denn es lief ja gut, und wenn es nur gut geht, kann man sich an alles gewöhnen, auch an Nebel.

Da geschah es, dass einer der jüngeren Bullen, der neben dem führenden alten schwamm, einen langen schwarzen Schatten vor ihnen durch den Nebel gleiten sah. Aber bevor er ihn richtig erkannt hatte, war der Schatten wieder weg.

Er dachte ein wenig über den Schatten nach, den er gesehen hatte, tauchte unter und wieder auf, wieder unter und wieder auf. Dann drehte er sich abrupt nach rechts und schwamm zurück. Und ein Teil der Herde folgte ihm, denn obwohl er nicht der älteste Bulle war, so war er doch kein Jährling mehr. Und es waren die, die meinten, dass der alte vielleicht schon zu alt war.

Der alte Wal tat so, als ob er nichts gemerkt hätte und setzte ruhig seinen Kurs fort. Und der größte Teil der Menge folgte ihm.

Aber wäre er zur rechten Zeit oben gewesen und hätte den schwarzen Schatten voraus vorbeigleiten gesehen, dann hätte er gezögert; denn es war ein Boot, das den Arzt abholte und nun auf dem Weg über den Fjord war.

Der Arzt saß zurückgelehnt im Heck. Und da er nichts anderes zu tun hatte, legte er sich und schaute über den Fjord in den Nebel hinein, denn es war „Grindwetter“ und genau die richtige Jahreszeit. Da hob sich der Nebel für einen Augenblick, und unterhalb von ihm sah er Walköpfe auf- und abtauchen.

„Grind!“ rief er.

Aber der Nebel hatte sich wieder gesenkt. Und als die Männer im Boot ihren Kopf wendeten und nachschauten, war nichts zu sehen. Da dachten sie, dass der Arzt ein rechter Dummkopf sei, aber sie wagten höchstens zu sagen, dass es ein Fallwind war. Und es half nichts, dass der Arzt schimpfte und fluchte. Sie starrten nur hartnäckig in den Nebel über seinem Kopf und zogen an den Rudern, weil der Kranke wartete; und wenn es „Grind“ war, waren ja wohl die Männer da, die es sehen mussten.<sup>2</sup>

Kurz danach kamen die Wale an einem Boot vorbei, das draußen vor dem Land lag und fischte; sein dunkler Umriss glitt dicht an der Herde vorbei und verschwand wieder im Nebel.

Alle Wale sahen das Boot, und nun wurden sie ernsthaft unruhig. Sie bliesen nervös und tauchten in alle Richtungen auf und ab, während sie sich mehr und mehr zu den Seiten ausbreiteten. Aber der alte Wal setzte seinen Kurs geradlinig fort, denn er wusste nicht, zu welcher Seite er sich wenden sollte.

So verhielt sich die Herde eine Weile lang und trieb dahin, während sie sich mehr und mehr verbreiterte. Dann kam Leben in sie und es ging wieder vorwärts; denn die Fischer im Boot hatten die Wale, als sie vorbeikamen, erblickt, waren ihnen hinterher gerudert und trieben sie nun mit Schreien und Steinwürfen voran. Und der Lärm wuchs und wuchs, denn andere Fischerboote kamen und es wurden mehr und mehr.

Der Nebel lichtete sich, so dass man auf das Meer sehen konnte. Zu beiden Seiten war Land wie ein dunkler, undeutlicher Schatten zu erkennen, der sich voraus im Nebel verlor. Und innen an der Uferkante loderten Signalfeuer auf, eines nach dem anderen und verbreiteten so die Nachricht über den „Grind“ von Dorf zu Dorf, von Insel zu Insel.

Der Nebel lichtete sich zusehends. Das Meer lag da, durch schwarze Berghänge abgegrenzt, wie eine dunkle Fläche, und der Nebel zog sich zu Klumpen zusammen und rollte die Berge wie dicke, graue Wolken hinauf. Boot nach Boot stieß vom Land zu beiden Seiten des Fjords ab und schloss sich der Bootsgruppe an, die langsam auf den Fjord mit den Walen zutrieb.

Und die Wale ließen sich wie eine Herde Schafe zusammentreiben. Der alte Wal war noch der vorderste, aber er führte nicht mehr an. Er merkte nichts, er hatte seine Augen geschlossen und ließ sich von der Herde hinter ihm von dannen stoßen und schubsen. Aber jetzt war er überhaupt nicht mehr derjenige, der die Verantwortung hatte.

\* \* \*

Ein Kopf erschien über der Kante und schaute hinunter, dann schwang sich ein großer, kräftig gebauter Kerl hinaus über den Berg. Einen Augenblick hing sein Körper über der Bergkante, dann fand sein Fuß die Unterstützung auf einem vorstehenden Buckel, er ließ mit Händen und Füßen los und fiel auf den schmalen Hang darunter. Es war ein tiefer Fall, aber er fiel so geschmeidig und sanft, dass das Schaf dort unten nichts merkte. Nils zog vorsichtig seine Gliedmaßen zu sich hinauf und schaute nach unten.

Vier Ellen unter ihm stand ein Schaf auf einem Felsabsatz; es sah aus, als ob es in der Luft schwebte. Ein Dutzend Klafter<sup>3</sup> weiter unten kam die Bergwand wieder ins Bild, als ein steiler Hang, der nach vorne schoss und sich als graues Profil gegen das Meer abzeichnete, das da 400 Fuß<sup>4</sup> weiter unten lag und blinkte.

Nils stand und starrte auf auf das Schaf und er fühlte, wie sich seine Glieder wie Stahlfedern spannten. Wenn er es wagte, hinunter zu springen und sich auf das Schaf zu werfen, würde sich sein linker Fuß zu äußerst auf dem Absatz bei dem großen, hervorstehenden Stein abstützen können; es sah aus, als ob es sicher genug sei.

Aber warum warum sollte er das tun? Warum sollte er sich auf das Schafe dort unten werfen und ihm das Messer iin die Kehle stoßen? Es war ja sinnloser Wahnsinn. Es würde wieder einmal zu dem wilden Treiben kommen, das ihn mit sich in den Abgrund reißen würde. Er, eines reichen Mannes Sohn, würde hier liegen und Schafe stehlen. Nein, das wollte er nicht, er wollte nicht nachgeben!

Im selben Augenblick, als er diesen Beschluss gefasst hatte, erschlafften seine Glieder und er wurde von einer erdrückenden Kraftlosigkeit ergriffen. Er merkte, dass er nicht in der Lage war, einen Fuß zu rühren oder aufzustehen, sein Verstand wurde unklar, es war so, als solle er über dem Abgrund schwindelig werden. Er warf sich auf den Stein, den seine Hände umfasst hatten. Nein, er würde sich nicht ergeben!

Mit geschlossenen Augen lag er stöhnend auf dem Stein. Dass er auch immer von diesem Wahnsinn ergriffen wurde, der ihn lähmte und ihn umfasste, bis er nachgab. Aber heute würde er sich nicht durch sinnlose Treibereien schinden lassen.

Lange lag er auf dem Stein und stritt mit sich selbst: „Dieb!“ schimpfte er sich selbst, „Mörder! Hund!“ - Aber das half nicht. Wenn er nur aufstehen und wieder da hinaufkriechen könnte, von wo er gekommen war; aber er konnte sich nicht bewegen, war dazu nicht fähig. Und obwohl seine Augen geschlossen waren, trat das Schaf dort unten plötzlich ganz klar und scharf in seinen Blick. Ja, er meinte auch, er könnte es sich bewegen und grasen hören.

Natürlich war das Einbildung, vielleicht hatte es ihn gehört und war geflüchtet.

Im selben Augenblick lag er nun über den Berg hinaus gebeugt und stierte nach unten. Sein Körper wurde wieder angespannt und sein Verstand klar. Er musste all seinen Willen anstrengen, um den Sprung zu verhindern.

Erneut schloss er die Augen und umschloss den Stein in einem stillen Kampf mit den Händen. Wieder fühlte er die Kraftlosigkeit über sich kommen, wieder wurde sein Verstand stumpf und trüb. Er fühlte den Berg sich unter ihn schwenken und schieben, im nächsten Moment würde er in den Abgrund stürzen - Da spürte er, dass es sinnlos war, dagegen anzukämpfen. Er musste noch dieses eine Mal nachgeben, aber das sollte auch das letzte sein.

Im gleichen Augenblick flog er durch die Luft hinunter auf den Felsabsatz. Sein linker Fuß traf richtig den Stein, und mit seinem vollen Gewicht fiel er auf das Schaf und überwältigte es. Einen Augenblick wehrte es sich unter ihm, dann holte er das Messer hervor und trieb es in den Hals des Tieres.

Das Blut rann über die Steine. Es gingen ein paar Frostschauer durch das Schaf, sein Körper krampfte sich unter ihm zusammen, die Augen brachen und es war tot.

Lange lag Nils über dem toten Schaf, starrt tief, tief hinab ins Meer hinunter. Sein Geist und sein Körper waren nach dem Sprung und dem kurzen Kampf mit dem Schaf so schlapp geworden, dass er ganz vergessen hatte, was geschehen war. Erst als sein Fuß zu schmerzen begann, erwachte er aus seiner Betäubung.

Er stand auf und starrte auf das Schaf, das tot mit glasigen Augen und dem Messer in der Kehle zu seinen Füßen lag.

Oh Gott! So war es also doch wahr, dass er hier gesprungen war und es getötet hatte; es war wahr, dass er wieder nachgegeben und wieder gestohlen hatte. Seine Augen wurden feucht, als er da stand und auf das tote Schaf starrte. Oh Gott, wie war das doch alles traurig, das ganze.

Aber Tod und Schmerzen. Es galt ja vielmehr, wieder mit dem Schaf eilig von hier weg zu kommen und es versteckt zu bekommen!

Sein Kopf war wieder klar wie zuvor, und seine Energie erwachte. Er zog das Messer aus der Wunde und wischte es sorgfältig an der Wolle am Hals des Schafes ab. Dann steckte er es mit einem Klack in die Scheide, nahm das Schaf auf den Rücken und begannen mit dem Aufstieg.

Es war lebensgefährlich, den steilen Berghang mit einem Schafen hinaufzusteigen, aber er schob sich auf Umwegen vorwärts. Als er der Bergkante näher kam, von der aus er den Sprung auf das Schaf gemacht hatte, schaute er nach oben und erblickte einen kleinen, runzeligen kleiner Mann mit einem spitzigen Kopf und blinzelnden Rattenaugen; der saß, mit den Beinen den Berg hinab baumelnd, nach vorn gebeugt auf der Felskante und starrte auf Nils.

Nils stand da wie an dem Felsen festgewachsen und starrte auf den kleinen Mann da oben. Sein Herz war wie Eis und in seinem Kopf wirbelte es herum wie ein sausendes Rad.

So war das also geschehen, was er schon so lange gefürchtet hatte: ertappt, auf frischer Tat ertappt zu werden. Einen Augenblick lang zögerte er und schaute den Berg hinunter, dann setzte er seinen Fuß vor und begann, das letzte senkrechte Stück nach oben zu klettern.

Das Männlein blieb dort oben sitzen, bis sich Nils an den Steinen auf dem Absatz gesichert hatte, dann stand es auf und zog sich vorsichtig ein kleines Stück in den Berg zurück, während Nils das Schaf über die Felskante warf und ihm langsam folgte.

„Na, dann bist du das also, der meine Schafe stiehlt“, sagte das Männlein. Es hatte beide Hände tief in den Hosentaschen und spreizte seine kurzen, dünnen Beine. „Ja, das hatte ich mir schon lange gedacht!“

Der große, kräftige Kerl stand mit zur Seite herab hängenden Armen geduckt vor ihm. Er stand da und starrte wie betäubt hinunter ins Gras vor sich, hatte nicht mehr die Fähigkeit, einen kla-

ren Gedanken zu fassen. Ständig wirbelte es in seinem Kopf herum: Ertappt, du bist ertappt! Herrgott, du bist ertappt!

„Dieb, du Dieb!“ schrie das Männlein erzürnt.

Es ging wie ein Schock durch den Kerl. Nie zuvor hatte er gedacht, jemals Dieb genannt zu werden. Aber der Mann hatte ja Recht. Sein Kopf fing an, zu arbeiten, fieberhaft, ziellos; es war so, als ob die schrecklichen Worte ihm die Fähigkeit gaben, wieder zu denken.

"Dieb", wiederholte der kleine Mann, "Dieb".

Er hatte gesehen, wie das Wort den anderen wie ein Peitschenhieb getroffen hatte.

Der Kerl machte einen Schritt vorwärts. Er hatte den Kopf eine wenig gehoben und starrte jetzt knapp vor dem Männlein auf den Boden.

Ob er sich nun auf den Mann da stürzen und ihn über die Kante ins Meer werfen sollte? Nie, nie würde jemand erfahren, dass er ein Dieb war!

Er wusste, dass es der Mann im Dorf verbreiteten würde. Schon morgen würden sie es alle wissen, und dann hätte er alles verloren. Und den kleinen Mann dort, den kleinen, reichen, dummschmalzigen Bauern, der nichts anderes tat als Übles, käme es denn so, niemand würde ihn vermissen. Nur einen Sprung nach vorne und einen Fußtritt über die Bergkante hinweg, und er wäre gerettet.

Langsam hob er seinen Kopf ganz nach oben und starrte mit einem nachdenklichen, gequälten Blick auf das Rattengesicht vor ihm.

„Da war es also gut, dass ich dir heute gefolgt bin und Gewissheit bekommen habe, du Diebesknecht!“

Nils hörte nicht die Worte, aber er sah, wie die Lippen des Männleins sich eifrig empört bewegten. Und das zog fast ein Lächeln auf sein gequältes Gesicht nach sich.

Ob er nicht fast Mitleid mit diesem kleinen, dummen Mann empfand, der sich da breitbeinig aufgestellt und ihn direkt ins Gesicht „Diebesknecht“ genannt hatte?

Dieser kleine, dumme Mann, der da wie festgewachsen auf dem Berg stand und keine Ahnung hatte, dass er am Rand des Grabes stand, nicht ahnend, dass er in dem selben Augenblick des Todes war, in dem nur die einzige Sicherheitsleine im Gehirn seines Widersachers erschlaffte. Aber die Leine hielt, er war gewiss noch auf der Seite des Lebens, er stand ja da wie auf dem Berg festgewachsen, aufgewachsen auf der Grundlage der Gesellschaft. Er war es, der das Recht auf seiner Seite hatte, er war es, dem der Grund und Boden und alles hier gehörte, und es war Nils, der fremd und im Unrecht war. Ihm gehörte überhaupt nichts, er war es, der zu weichen hatte!

Und doch hatte er nicht völlig Unrecht. Es war sein Gehirn, das krank war, das nicht wie das von anderen war. Er hatte Recht auf seine Art, so wie die anderen Recht hatten auf die ihre. Aber tötete er den Mann da, tötete er mehr als ihn. Er konnte es sich nicht erklären, was ihn zurückhielt, aber er konnte ihn nicht töten!

Er wollte reden, alles erklären, aber er konnte nicht.

„Komm mir bloß nicht mit Ausflüchten“, sagte der kleine Mann und hob die Hand in die Luft. „Die Sache ist klar genug.“

Dann spürte der Bursche, dass ein starker Groll in ihn schoss, eine Art von Wut auf diesen kleinen, dummen Mann, der nichts verstanden hatte, und der da so sicher in seiner Unwissenheit herumstand. Es war wahrscheinlich am besten, ihn zu erschrecken; es könnte jedoch schief gehen.

Nils tat einen langen Schritt vorwärts auf ihn zu ----- und hielt dann inne.

Im selben Augenblick war die Sicherheit des Männleins in Entsetzen gewandelt. Er hielt seine Hände abwehrend vor sich und wich zurück über den Berg.

„Dieb, Dieb!“ , schrie er noch einmal. Dann drehte er sich um und lief schnell nach unten zum Dorf.

Nils sah ihm nach, während er davonlief. Noch war es Zeit. Noch konnte er ihn einholen. Noch war nicht alles verloren. Er spürte, dass der Mann da unten mit seiner Zukunft, mit seinem Glück, mit seinem Leben weglief. Aber er konnte nicht einen Fuß bewegen, um ihm hinterher zu laufen; warum auch, selbst wenn er ihn einholte, würde er ihn doch wieder laufen lassen!

Es kam ein seltsam feierliches Gefühl über ihn, als er da stand und den kleinen Mann, der dort über den Berg davonlief, beobachtete. Jeder Schritt, den der dort unten machte, war wie eine Buchstabe in dem Urteil, das in Kürze gefällt werden würde. Dann verschwand das Männlein hinter dem Hügel.

Nun war es also zu spät.

Mit einem schweren Seufzer, warf er sich nieder, wo er stand. Es war ihm unmöglich, an etwas anderes als an den Mann da unten zu denken. Nun hatte er wahrscheinlich das Dorf erreicht, jetzt kam er am ersten Haus vorbei und warf seinen guten Namen und Ruf dort zur Tür hinein. Er lag und verfolgte den Mann bei seinem Umhergang, sah es so klar vor Augen, wie er mitten durch das Dorf ging und seinen guten Namen und Ruf hinter ihm in den Dreck zog. Und die Leute kamen aus den Häusern und unterhielten sich darüber, während das Gerücht sich ausbreitete. Heute wusste es das ganze Dorf , und morgen wüsste es sein Vater.

\* \* \*



Da kam ein junger Mann den Berg hinunter gelaufen. Er lief mit großer Geschwindigkeit. Er schwenkte den Hut in der Hand, die langen, welligen roten Haare flatterten über seinem Kopf wie Feuerflammen und sein Gesicht war gerötet und glänzte vor Pickeln und Hitze.

Als er Nils sah, lief er ihm entgegen.

„Grind, Grind!“, rief er und gestikulierte eifrig mit den Armen, mit dem ganzen Körper, außer den Beinen eben, die liefen.

„Es gibt Grind im Fjord, Nils!“

Aber Nils hörte ihn nicht. Er war aufgesprungen und stand da und sah den Hügel hinunter, wo der kleine Mann war verschwunden.

Morgen wüsste es sein Vater. Es war in ihn wie ein Blitz eingeschlagen, wie ein Höllenfeuer. Sein Gesicht war bleich, seine Augen wild und seine Lippen bluteten.

Dass er nicht doch den Schlingel über den Steilhang getreten hatte! Dass er ihn doch laufen ließ, obwohl er in seiner Gewalt war. Hätte er ihn jetzt vor sich, er würde sich auf ihn stürzen, ihn zu Boden schlagen, ihn misshandeln und ihn ins Meer schmeißen, Lump der er war. - Und jetzt, jetzt war es zu spät. Und morgen wüsste es sein Vater, sein alter, ehrwürdiger Vater, dass er ein Dieb war!

„Was hast du?“, fragte der Rothaarige. Er stand da und schüttelte Nils an der Schulter und sah ganz verdattert aus.

Nils blickte einen Moment in das runde Gesicht seines Freundes, damit er schlug die Augen nieder.

„Bist du krank?“, fragte der Rothaarige.

Nils biss die Zähne zusammen und nickte.

„Aber jetzt geht es dir besser, nicht wahr?“, beharrte der andere. Es war offensichtlich, dass ihm die Krankheit seines Freundes ungelegen kam.

Nils Bett Zähne noch härter zusammen und nickte wieder, um sich damit abzufinden.

„Nils es gibt Grind im Fjord“, rief der Rotschopf so eifrig und begeistert wie zuvor. „Hörst du, es gibt Grind im Fjord!“ Und bevor Nils sich besinnen konnte, hatte er ihn in Schwung gebracht und es ging den Berg hinunter.

Der feuchte Boden sickerte und schwappte unter ihren Füßen und der Gegenwind pfiß ihnen um die Ohren. Es war, als ob die Luft und der rasche Lauf wieder Schwung und Frische von Nils' Blut brachte.

Unten hinter dem Hügel blieben sie stehen. Das Tal hatte sich vor ihnen geöffnet wie das Innere eines großen Kessels; sie konnten die Berge rings um den ganzen Fjord sehen.

„Kuck, kuck“, rief der Rothaarige und zeigte mit dem Finger zum Fjord hinüber, wo die Wale und die Boote wie ein Schwarm von kleinen schwarzen Punkten trieben.

„Das ist ein richtig großer Grind!“, rief er und verschlang das Bild da draußen auf dem Fjord mit seinen hellen, leuchtenden Augen.

„Nein, kuck mal, kuck!“

Aber Nils bebte ordentlich, als sie so bald anhielten. Er stand da und starrte den Hang hinunter, wo die ersten Häuser des Dorfes erschienen.

„Das zu sehen interessiert mich nicht“, sagte er. Und es klang so hoffnungslos, dass sein Freund mitten in seiner Freude erschrak und sich ihm zuwandte.

Nils spürte, wie der fragenden Blick des Freundes auf seinem Gesicht verweilte. Er konnte dieses Anstarren nicht ertragen, das ihm völlig ins Gehirn schnitt.

„Ich werd's dir sagen, ich habe gestohlen.“

„Gestohlen, was sagst du da! Du hast gestohlen?“, rief seinen Freund entsetzt.

Nils nickte schwer.

„Ist das wahr?“ fragte sein Freund leise, gleichermaßen stumm vor Entsetzen. „Nein, das ist unmöglich,“ er holte tief Luft, „du willst mich nur auf den Arm nehmen!“

„Es ist wahr. Ich habe gestohlen“, wiederholte Nils bedrückt und kraftlos wie zuvor.

„Ja, aber warum dann in Gottes Namen“, brach es aus seinem Freund heraus. „Was hast du denn gestohlen?“

„Ein Schaf“, sagte Nils kurz angebunden.

Sein Freund starrte ihn einen Augenblick lang an, als wäre er ein schwindelerregender Abgrund, der sich zu seinen Füßen aufgetan hätte. „Das ist schrecklich, ist furchtbar“, sagte er und zog seinen Freund an der Schulter. „Wie bist du nur dazu gekommen?“

Nils schüttelte widerwillig die Hand von seiner Schulter und fing an, sich von der Stelle zu entfernen, planlos wie ein schmollenendes Kind.

Sein Freund stand eine Weile da und sah ihn an, halb mitleidig, halb verängstigt; es war ja offensichtlich wahr. Dann erinnerte er sich wieder an den Grind und sein Gesicht hellte sich auf.

„Komm schon, nun komm schon“, sagte er eifrig und begann, nach unten in Richtung des Dorfes zu gehen. „Wir müssen 'runter und dort die Neuigkeit verkünden, die haben bisher noch nicht die Wale gesehen. Dann können wir über das andere unterwegs noch reden.“

Nils kam willenlos mit.

„Sag mir doch, wie das passiert ist?“, bat er noch einmal seinen Freund. Die Stimme klang wie bei einem Mann, der am Ertrinken war und nun wieder festen Boden unter den Füßen spürte.

Nils antwortete nicht. Also wurde unterwegs kein Wort mehr gesprochen, aber ständig ging der Rothaarige weiter und blickte dabei wie zuvor mit halb mitleidigem, halb ängstlichem Gesichtsausdruck auf seinen Nebenmann.

Sie näherten sich schnell den ersten Häusern des Dorfes. Dann begann Nils, sein Tempo zu verlangsamen.

„Es ist schrecklich für Vater“, sagte er plötzlich und blieb stehen. Tränen schnürten ihm die Kehle zu und er fing an, mit einem plötzlichen Aufschluchzen wie ein Kind zu weinen.

„Also dann“, sagte sein Freund, halb unwillig, halb überlegen, „nimm dich zusammen, du musst sehen, dass du darüber hinwegkommst.“

„Ja, du hast gut reden...“, schluchzte Nils, „aber ich. Ach, wie furchtbar ist das für meine armen alten Vater!“

„So, so, nun komm schon,“ blieb sein Freund dabei. „Es kann nicht angehen, dass du als großer erwachsenener Mann hier herumstehst und flennst!“

Kurz darauf passierten sie eine Ansammlung von Häusern, die die Vorhut der Stadt bildete.

„Grind, Grind!“ schrie der Rothaarige und schwenkte seine Mütze. Aber nicht ein Mann erschien, kein Laut war aus den Häusern zu hören.

„Das ist seltsam. Also müssen sie die Wale doch schon gesehen haben“, sagte der Rotschopf, „aber wir standen auch so lange herum und redeten.“

Unmittelbar danach machte der Weg eine Biegung, wonach sie auf das ganze Dorf herabsehen konnten.

Es wimmelte und schwärmte dort unten wie in einem großen Ameisenhaufen und es stieg ein turbulenter Lärm und Geschrei zu ihnen herauf. Männer, Frauen und Kinder eilten geschäftig mit Walspeeren, Ölzeug und dergleichen zwischen den Häusern und dem Strand hin und her, und unten am Ufer wimmelte und summt es von Booten, die zu Wasser gelassen und bemannt wurden, einige waren bereits voll besetzt und schwammen auf dem Wasser davon. Und draußen auf dem Fjord kamen die Boote, die die Wale in die Bucht trieben.

Es war ein stolzer Anblick. Zuerst kamen die 300 Wale, die in einem Haufen zusammen blieben und schnauften und prusteten und dabei nicht wussten, nach welcher Seite sie sich wenden sollten. Und hinter ihnen kamen Boote in einem großen Halbkreis, der quer über die Bucht von Ufer zu Ufer reichte. Einige der Boote waren klein, mit nur drei oder vier Männern besetzt; es waren die Boote, die draußen beim Fischfang gelegen hatten. Aber diejenigen, die nach und nach aus den Siedlungen am Fjord dazu gestoßen waren, waren groß und mit 10 bis 12 Leuten bemannt. Die langen Walspeere ragten vorn und hinten aus den Booten empor, so dass sie Wikingerschiffen ähnelten, und oben im Mast des vordersten Bootes hing eine Öl-Hose als Flagge; es war dasjenige, das zuerst den Grind entdeckt hatte.

„Hurra! Hurra!“ , riefen die Männer da draußen in den Booten und winkten mit Rudern, Speeren und Hüten. „Hurra! Hurra!“ , schrie die Menge am Ufer. Es war, als ob die Boote nach einem großen Sieg wieder nach Hause kämen.

Wie sie nach unten durch das Dorf und hinunter zu den Booten gekommen waren, wusste Nils nicht mehr. Doch plötzlich sah er den Rotschopf in ein Boot springen, und in dem Boot saß das Männlein von vorhin und schaute ihn mit seinem kleinen neugierigen Rattenaugen an.

Nils brauchte nur einen Blick auf die Männer im Boot zu werfen, um zu sehen, dass sie alles wussten.

„Nun komm!“ , rief der Rothaarige. Er stand dort unten im Boot und streckte seine Hände Nils entgegen. „Komm schon, zum Teufel noch mal!“

„Ja, ich weiß wirklich nicht“, sagte ein junger, großer Bauer, der weit vorn im Boot auf seinem Walspeer gestützt stand, „ich weiß wirklich nicht“, wiederholte er und blickte fragend in die Runde der Männer, „ob wir hier unten noch mehr sein sollten.“ Es entstand eine Pause, eine lange, totenstille Pause; alle starrte auf Nils.

„Lass ihn ruhig mitkommen“, sagte die Ratte und machte eine nachsichtige Handbewegung, „zur Schlachtzeit hält es nicht so genau mit einem Schaf.“

Das gab gleich da unten, ein trockenes, verständnisvolles Gelächter. Nils schaute im Nu über die höhnisch lächelnde Gesichter und das breite, dumme Gesicht des Rothaarigen.

Dann wurde er von hinten in das Boot gestoßen, und die Männer legten ab.

Tief innen im Fjord waren die Wale wie eine Herde Schafe im Pferch versammelt. Die hinteren drückten auf die vorderen, und die vorderen drückten auf die Herde dahinter. Die schwarzen Schnauzen tauchten auf und ab, spritzend und prustend, und die schwarzen, glänzenden Seiten rieben knirschend aneinander.

Die Boote lagen im Halbkreis hinter der Herde und warteten, während die Männer ihre Speere vorbereiteten und die langen, spitzen Walmesser schliffen. Sie hatten, bevor sie ablegten, keine Zeit dafür gehabt.

Es waren nun fast völlig still. Die Boote verweilten mit den Rudern im Wasser, während die Männer alles für das Töten klar machten; und am Ufer standen die Zuschauer in gespannter Erwartung. Das einzige Geräusch, das zu hören war, war das Schnauben und Prusten der Wale sowie die Kommandorufe der Walvornänner. Die standen vorn in ihrem Boot, das, ein lange Fahne durch das Wasser hinter sich her schleppend, hinter der Bootsreihe hin- und herstrich. Und ihre Rufe überlagerten sich, indem sie um die Wette Befehle und Gegenbefehle nach rechts und links abgaben. Es waren so viele von ihnen, deshalb mussten sie so laut rufen. Aber es war keiner da, der auf sie hörte. Man wartete nur noch darauf, dass sie sich heiser heulen und schreien würden, so dass sie es nicht mehr tun könnten; denn vorher würde es doch nichts nützen.

Endlich begann das Töten.

Alle Boote ruderten vor. Speere hagelten auf die hintersten Wale nieder und die Männer heulten und schrieten, dass die Berge bebten.

Augenblicklich fühlten die vordersten Wale den Stoß der Herde gegen sie. Dann jagte der gesamte Grind dem Land zu, das Wasser in einer mächtigen Welle mit sich reißend. Es klatschte und schlug gegen den Felsen und Walkörper. Dann überschlug es sich und wogte in die Bucht zurück. Und als das Wasser gewichen war, lag das ganze Ufer mit gestrandeten Walen bedeckt da.

Es war ein Durcheinander von Booten, Männern und Walen ----- und ein Morden. Es wurde an Land gemordet, und es wurde draußen im Wasser gemordet. Die ganze Bucht war rot von Blut. Und die Wale lagen da und wanden sich in ihrem Todeskampf und schlugen das mit Blut erfüllte Wasser zu Schaum.

Innen auf dem Land kämpften die Männer mit den gestrandeten Walen, und draußen in der Bucht fuhren Ruderboote herum, von denen aus die Männer nach allen Seiten fest zwischen die Wale schlugen und auf sie einstachen.

Das Boot, in dem Nils war, war dicht an den Strand gekommen. Nils stand immer noch aufrecht in der Mitte des Bootes, so wie er hinein geschoben worden war. Jemand hatte ihm einen Walspeer in die Hand gedrückt, aber er benutzte ihn nicht. Es war, als ob das Durcheinander um ihn herum seine Sinne in Schlaf gelullt hätten. Dann geschah etwas, das ihn aufweckte.

Der große, junge Bauer, der dagegen gewesen war, dass er in das Boot kam, hatte einen Fanghaken<sup>5</sup> in den Kopf eines großen Wals geschlagen. Jetzt kam er durch das Boot springend, um den Männern an Land die Leine zu werfen.

Im Vorbeigehen stieß er Nils an und öffnete den Mund:

„Was zum Teufel stehst du da und glotzt da 'rum, du Trottel?!“

Nils war von dem Stoß so sehr wachgerüttelt worden, dass er nicht sofort verstand, was ihm da gesagt wurde.

„Was meinst du ?“, fragte er.

Es war eine einfache Frage, aber der andere, der nun die Leine an Land geworfen hatte, hatte sich wieder umgedreht und es als Protest aufgefasst.

„Diebsknecht“, spuckte er ihm ins Gesicht. Im selben Augenblick sprang er über die Reling.

Das letzte Wort hatte Nils hellwach gemacht. Das traf ihn so, wie damals, als er es zum ersten Mal gehört hatte. All sein Blut war ihm zu Kopf gestiegen und mit erhobenem Speer stand er da und starrte in das Wasser hinab, wo der Wal und der Mann kämpften. Die Männer an Land hielten den Wal mit der Leine fest, während der Kerl bis zur Brust mitten im Wasser stand und den Hals des Tieres mit seinem Messer aufschnitt.

Nils spürte, wie sich sein Arm wie eine Feder spannte, unwillkürlich hatte er die Speerspitze gegen den Mann dort unten gerichtet. Die Muskeln in seinem Arm waren so angespannt, dass es schmerzte.

Einen Moment stand er so da. Er sah nur den Mann dort unten undeutlich wie durch einen Nebel von Blut. Es verwirrte ihn, und er fühlte, dass er werfen musste. Aber gleichzeitig, als er die Augen schloss, um nicht zu sehen, was jetzt passieren würde, war es, als ob eine Hand den Griff des Speeres erfasst hätte und ihn festhielt.

Er drehte sich um, aber da war niemand. Die Leute im Boot waren alle damit beschäftigt, auf die Wale ringsum einzuschlagen. Da sah er wieder den Mann da unten im Wasser, nun sah er ihn klar und scharf. Der Nebel war von seinen Augen gewichen. Er sah, was es war, womit er im Begriff war, es zu tun ----- und schauernd warf er den Speer weit über das Wasser hinweg, sprang aus dem Boot und watete an Land.

"Wo willst du hin?" hörte er eine Stimme rufen. Er blieb stehen und sah den Rothaarigen, der da draußen im Boot stand und ihm nachsah. Dann ging weiter, hinauf über den Berg, nach Hause.

Die zwei Meilen<sup>6</sup> über den Berg hinauf und auf der anderen Seite wieder hinunter ging er wie betäubt. Der Bauer, der ihn über den Fjord gesetzt hatte dachte, er sei verrückt. Dann ging er weiter. Erst oben auf dem Berg hoch über seinem Heimatdorf blieb er stehen. Eine Weile stand er da und starrte auf den Hof da unten, dann begann er der Abstieg. Nie zuvor hatte er gedacht, dass ein Gang so schwer sein könnte.

Der Vater saß in der Ecke neben dem Herd, als der Sohn nass und vor Kälte zitternd eintrat.

„Ich dachte, du wärst beim Grind, Nils“, sagte sein Vater und blickte auf.

„Das war ich auch,“antwortete der Sohn und zeigte auf seine nasse Kleidung.

„Geh rein und wechsle dein Zeug, mein Junge.“

„Nein, Vater, ich habe erst etwas mit dir zu besprechen.“

Nils ließ sich schwer auf die Bank fallen. Der Vater saß da und sah ihn an, er schien ihn kaum wieder zu erkennen, so müde und elend wie er aussah, und die Gesichtszüge waren so seltsam verzerrt.

Sein Gesicht wurde grau und seine Augen ängstlich, als er da saß und auf seinen Sohn schaute.

„Warum bist du da weggegangen?“ , fragte er.

„Ich ging , Vater, weil ich gerade dabei war, einen Menschen zu ermorden.“

„Ermorden!“ ----- Der Vater fiel halbwegs von seinem Stuhl und setzte sich schwer wieder hin.

Der Sohn nickte. Er saß da und starrte ins Feuer, wagte es nicht, den Vater anzuschauen.

„Erzähl!“

„Es war mitten beim Schlachten. Ein Kerl kam zu mir, um mich zu weg zu stoßen, ich stand ihm im Weg; und dann nannte er mich irgendwie hässlich, spuckte mir ein hässliches Wort ins Gesicht. Da fuhr mein ganzes Blut in den Kopf, der Speer wandte sich in meiner Hand, so dass sich die Spitze auf ihn richtete; ich glaubte nicht , ich könnte ihn aufhalten, schloss schon die Augen, um nicht zu sehen, was passieren würde. Dann war es, als ob eine starke Hand mich am Arm packte und ihn zurückhielt, und mit einem Mal wurde ich ruhig, sah, was es war, das ich im Begriff war, zu tun . — Dann warf ich den Speer von mir und ging hierher, nach Hause“.

Der Vater saß da und starrte auf seinen Sohn, und es war, als ob er auf seinem Stuhl zusammen gesunken war.

„Was hat dieser Mann gesagt?“ , fragte er leise.

„Dieb, Diebesknecht“, jammerte Nils; er spuckte gleichsam die Worte unter Tränen aus.

Der Vater war in seinem Stuhl gänzlich zusammen gebrochen. Sein Gesicht war aschgrau und gleichsam tot, es war nur noch Leben in seinen Augen, die auf seinen Sohn starrten.

„Ich habe gestohlen. Ach Vater, kannst du mir vergeben. Vater, Vater, bitte!“

Die riesigen Hände des Bauern bebten auf der Lehne des Stuhles, während er da saß und auf seinen Sohn starrte, der zu seinen Füßen lag und mit Blicken wie die eines Hundes bettelte. Dann strich er mit zitternder Hand seinem Sohn durchs Haar.

„Armer Nils.“

„Vater, Vater, kannst du mir verzeihen, kannst du es, Vater?“

„Armer, armer Nils. Ob ich dir verzeihen kann? Was hast du denn gestohlen?“

„ Ein Schaf, ein Schaf. — Und der Bauer hat es gesehen. — Und er hat es im ganzen Dorf erzählt. — Ich weiß nicht, wie es passieren konnte, es kam so plötzlich über mich. So wie ich im Begriff war, den Kerl zu töten.“

Nils lag wie ein Kind auf den Knien vor seinem Vater und weinte mit dem Gesicht in dessen Schoß. Und der Vater saß da und strich ihm mit zitternder Hand durchs Haar. Dann richtete er sich in seinem Stuhl auf und sprach wieder, und nun seine Stimme war ruhig:

„Armer, armer Nils. Dass es dir auch so ergehen sollte.. — Hörst du, Nils. Hörst du. Auch ich habe gestohlen.“

„Das hast du getan, Vater?“ Nils blickte erstaunt auf. Aber der Vater blickte ihm fest in die Augen und nickte.

„Ja , das habe ich. Als ich jung war wie du. Aber ich kam gut davon. Vielleicht hast du es geerbt. Kann dich das nicht trösten?“

Nils lag da und stierte mit klaren, erstaunten Augen. Aber er wusste, Vater hatte nie gelogen.

„War das — war das auch ein Schaf?“

„Ja“, sagte sein Vater, „es war auch ein Schaf.“

Früh am nächsten Morgen kam der starke, selbstbewusste Bauer aus Sund zum Strand hinunter gegangen, wo die Leute damit beschäftigt waren, die gefangenen Wale zu zerlegen.

Neben ihm ging sein einziger Sohn, der wie Gott und jedermann wusste, am Tag zuvor auf dem Berg oberhalb des Ortes beim Diebstahl eines Schafes erwischt worden war. Er ging direkt zu dem Bauern, der seinen Sohn ertappt hatte.

„Kann ich mit dir sprechen, Hans Joensen?“, fragte er und senkte den Blick. Es sah fast aus, als sei er es selbst, der beim Diebstahl erwischt worden wäre.

„Es war gut, dass du jetzt gekommen bist“, sagte Hans Joensen und stemmte seine Hände in die Seiten, „ich wäre sonst auf dem Weg zum Bezirksobmann<sup>7</sup>, um deinen Sohn anzuzeigen.“

Was zwischen den beiden Bauern besprochen wurde, bekam niemand zu wissen. Aber Hans Joensen gab seine Beschwerde über den Sohn des anderen auf und rieb sich die Hände.



Am Montagstag danach begleitete der Bauer aus Sund seinen Sohn zu einem Dampfer. Er sollte in das große Land im Westen reisen, um dort ein neues Leben zu beginnen.

\* \* \*

Die Zeit verging. Der Bauer aus Sund war grau geworden, und sein breiter Rücken hatte sich gebeugt. Er war in den zwei Jahren, seit sein Sohn abgereist war, alt geworden. Selten kam er aus seinem Hofbereich heraus. Aber jedes Mal, wenn der Postdampfer zur Insel kam, ging er selbst den vier Meilen langen Weg über den Berg, um die Post zu holen, und es war für ihn immer ein Brief von seinem Sohn dabei. Sobald er die Post erhalten hatte, machte er sich so schnell wie möglich auf den Heimweg. Man hatte ihn manchmal gesehen, wie er oben in den Bergen saß und den Brief seines Sohnes las.

Was in diesen Briefen stand, bekam niemand zur Kenntnis; denn er sprach gar wenig mit den Leuten und niemals über seinen Sohn, und es war auch niemand da, der zu fragen wagte. Aber so viel sickerte doch ins Dorf durch: dass es dem Sohn dort drüben in dem neuen Lande gut ginge.

Eines Tages zu Beginn des zweiten Winters nach der Ausreise des Sohnes brachte die Post wie gewöhnlich einen Brief von seinem Sohn.

Es war ein langer Brief, und der lautete wie folgt:

*Lieber Vater.*

*velen Dank für alles Gute, was du für mich getan hast und danke für alles, was du für mich seit meiner Abreise gewesen bist. Du warst immer ein guter und liebevoller Vater zu mir, aber seit damals bist du es mir tausendmal mehr geworden.*

*Nie habe ich eine Sekunde vergessen, wie du meine Schuld auf deine starken Schultern geladen hast, sodass ich wieder wie ein neuer Mensch das Leben beginnen konnte. Es war nicht deine Schuld, dass es so passierte wie es passiert ist; aber es ist wohl so, dass ein Mensch niemals das gerade richten kann, was er einmal in seinem Leben verbogen hat.*

*Zunächst bitte ich dich, mir zu vergeben, dass ich dich in meinen früheren Briefen betrogen und gelogen habe. Es war nicht wahr, als ich schrieb, dass ich es gut hätte und dass es vorwärts ging. Mir ging es schlecht.*

*Aber das sollst du wissen, ich begann mein Leben hier drüben mit neuem Mut. Ich hatte Lust aufs Leben, und ich hatte den Mut, es zu leben. Ich sah den Weg vor mir und dachte, er sei für mich offen wie für alle anderen. Was geschehen war, erschien mir wie ein schlechter und trauriger Traum, aber dass dieser Traum eine Forderung an mich für die Zukunft hatte, das wäre mir nie eingefallen. Ich war nun ein anderer. Ich wollte ein guter und tüchtiger Mensch werden. Ich wollte die Vergangenheit aus meinem Leben löschen und den Kummer, den ich dir bereitet hatte, wegwischen.*

*Zuerst ging alles gut. Jeden Tag, der verging, schien mir die Welt klarer und heller zu sein, und jeden Tag schlug ich tiefere und stärkere Wurzeln in dieser Welt. Ich hatte die Vergangenheit hinter mir getötet und arbeitete mich hoch. Und als meine Kraft wuchs, schwand meine Schuld dahin.*

*Hin und wieder konnte es wieder auftauchen, das, was vergangen war, aber es konnte nicht an mich herankommen, denn mein Lebensmut hielt es im Schach. In einsamen Stunden konnten meine Gedanken für einen Augenblick in einer seltsam sanften Traurigkeit verweilen. Da konnte ich mitleidig mit mir selbst über den lächeln, der ich gewesen war; aber dann schob ich sie wieder weg weit in die Vergangenheit, wo sie hingehörten. Ich war ja damals krank, was ging mich das jetzt an, wo ich inzwischen gut und gesund war. Ich weiß nicht, ob ich zu leicht darüber hinwegkam. Ich weiß nicht, ob es überhaupt einen Sinn in unserem Leben gibt. Und ich verstehe nicht, dass mein guter Wille, ein gesunder und guter Mensch zu werden, nicht mehr wert war, als dass er von dummen und gedankenlosen Menschen niedergetreten werden sollte.*

*Wie es kam, dass ich hier drüben gestohlen hatte, weiß ich nicht, und ich habe es auch nicht nachgeforscht. Ich hatte nicht bemerkt, wie sich nach und nach eine Kluft zwischen mir und den anderen öffnete, nicht bemerkt, wie sie mir aus dem Weg gingen und in den Ecken munkelten — bis mir eines Tages das Wort „Dieb“ ins Gesicht geschleudert wurde. Aber da sah ich mit schrecklicher Klarheit mein ganzes Leben, meine ganze Arbeit ruiniert, und ich fühlte, dass nun alles zu Ende war.*

*Aber es war nicht das Diebesmangel, das mich am meisten quälte, es war die Vergangenheit, die ich totgeschwiegen hatte und die mein Lebensmut und mein Wille unterdrückt hatten. Das war es, das jetzt alle Bindungen sprengte und sich über mich und meine Seele warf. Im selben Augenblick, als ich das Wort „Dieb“ hörte, erschien es mir, als ob der Boden unter meinen Füßen wegschwand, und ich fühlte mich wieder so wie beim ersten Mal als ich das Wort vernahm, ein Dieb zu sein.*

*Ich hätte ein guter Mensch werden können, und es macht mich deinetwegen traurig, dass ich es nicht geschafft habe, es zu werden. Aber von dem Augenblick an, an dem ich wieder das Wort „Dieb“ hörte, war mir die Zukunft verschlossen, und ich musste zurückschauen, blind auf das, was hinter mir lag. Tage und Nächte lang kämpfte ich damit, und ich litt mehr, als irgendein Mensch sich vorstellen kann. Das, was vor mir wie ein böser Traum gestanden hatte, wuchs, wuchs in mir auf als eine grausame, herzlose Wahrheit, mit der ich nicht umgehen, die ich nicht abschütteln konnte. Ich hatte mich aus dem wirklichen Leben weggeträumt, und nun war der Traum war vorbei.*

*Wie habe ich doch gelitten, vor allem in der ersten Zeit! Ich spürte, wie die Verzweiflung mich mehr und mehr in Beschlag nahm. Hätte ich nicht dich gehabt, wäre ich schon damals zum Selbstmörder geworden, aber ich konnte zu dem Übrigen nicht noch mehr Kummer anhäufen.*

*Später wurde ich ruhiger. Ich hatte gelernt, auf das zu achten, was nun passieren würde, gleichsam als gerechte Strafe, die ich erleiden sollte. Und gleichzeitig damit begann es, wie eine Hoffnung hinter der Verzweiflung zu dämmern. Ich verstand, so schien es, dass ich dadurch erst dem näher kommen könnte, wonach ich strebte.*

*Und wieder begann ich zu kämpfen. Wieder mischte ich mich unter andere Menschen, ruhig stellte ich mich als Zielscheibe für ihren Spott. Und als sie meine Ruhe sahen, wurden sie dreister, schamloser in ihrem Hohn. Ich ertrug es, denn ich verstand, dass das aufhören würde, und es hörte auf.*

*Aber ich war gekommen, um diese dummen, unverständigen Menschen zu verachten. Und ich sah, dass ich niemals einer von ihnen werden könnte und niemals werden würde. Aber ich verstand damit auch, dass diese Menschen trotz allem nicht böse waren, sie waren gedankenlos und dumm, dumm. Wäre ich sauber gewesen, wäre ich aufgestanden und hätte sie zurecht gewiesen, so wie man Kinder belehrt. Und ich hätte sie zwingen sollen, mich anzuhören und zu verstehen, weil ich im Recht und ihnen überlegen war. Aber nun, nun war mein Leben verschwendet worden, ich hatte nichts mehr, für das es sich zu leben lohnte und nichts, um danach zu streben.*

*Da tauchte der Todesgedanke wieder in mir auf; aber langsamer, kräftiger, grundlegender als zuvor. Doch um deinetwillen wollte ich nicht sterben. Ich wollte darüber hinweg, er musste verschwinden und wie zuvor in die Dunkelheit zurücksinken.*

*Ich kämpfte und kämpfte, denn jetzt war es ein Überlebenskampf. Aber jedesmal, wenn es aufwärts zu gehen schien, wurde ich zurück gestoßen. So wurde ich müde. Schließlich konnte ich diesen Kampf nicht mehr ertragen: am Tag mit den anderen, in der Nacht mit mir selbst. Das prägte mich, machte mich sonderlich. Es war das Kainsmal, das sich fest auf meiner Stirn eingebrannt hatte. Ich lernte, die anderen trotz ihrer Dummheit zu verstehen; lernte, ihnen trotz ihrer Verdorbenheit Recht zu geben. Die ganze, ganze Schuld lag auf meinen Schultern, und da fühlte ich, dass ich sie nicht ertragen konnte. Ich hatte mich so sehr in meiner Schuld vertieft, dass ich mich nie, nie wieder davon erholen konnte. Sie fraß sich in meine Seele ein und prägte mich mehr und mehr. Meine Gedanken wurden krank, mein Geist geschwächt.*

*Da fühlte ich, dass ich den Kampf zu Ende führen und mich töten müsste, bevor es zu spät war, bevor ich völlig zu Grunde ging.*

*Lieber Vater, danke für alles, was du für mich getan hast; du bist Schuld daran, dass ich so lange gekämpft habe, dass ich mich nicht traute, mich in einem Anfall von Verzweiflung zu töten; aber nun kann ich mich mit ruhigem Gewissen töten, weil ich sehe, wie mein Leben verschwendet ist und nie zu etwas nützlich war. Du bist Schuld daran, dass ich leben durfte, bis ich so weit kam, wie ich es in meinem Leben schaffen konnte. Von nun an kann es mit mir nur noch bergab gehen, vielleicht in den Wahnsinn oder die Verworfenheit. Deswegen werde ich jetzt meinem Leben ein Ende machen.*

*Lieber Vater, vergib mir all den Kummer, den ich dir bereitet habe, und vergib mir, dass ich nun den Tod suche. Wenn du diesen Brief gelesen hast, wirst du verstehen können, dass ich nicht mehr leben kann.*

*Ich scheide aus dem Leben ohne Bitterkeit und in vollem Einvernehmen mit meinem Gewissen. Ich habe nur die eine Bitte: Vergib mir, Vater.*

*Dein Sohn Nils.*

Einige Tage später trafen sich der Bauer aus Sund und Hans Joensen beim Kaufmann in der Stadt.

In dem Geschäft war es gedrängt voll von Menschen. Einige lehnten über die lange Theke, andere saßen auf der Bank vor dem Laden. Es wurde geplaudert, geraucht und Bier getrunken.

Der Bauer aus Sund saß in einer Ecke und schaute auf das Gewimmel. Es war in den letzten Tagen eine große Veränderung in ihm vorgegangen; er war angefangen, auszugehen und sich unter andere Menschen zu mischen. Aber dennoch war es nicht dasselbe wie vor der Geschichte mit seinem Sohn; es war eine seltsame Feierlichkeit in allem, was er tat.

Er saß, seine Füßen unter dem Stuhl versteckt, mit seinem schweren Körper nach vorne gebeugt. Die Ellenbogen waren auf den Knien abgestützt und das Kinn ruhte in seinen Handflächen. Er saß da und beobachtete mit wachsamen Augen das Geschehen vor ihm, das er sich selbst bis auf das kleinste Detail einprägen wollte.

Es wurde viel geredet und getrunken, und je mehr getrunken wurde, desto lauter war das Gerede. Und einer von denen, die am meisten tranken und am lautesten redeten, war Hans Joensen. Er war heute erkennbar voll. Was dann passierte, wusste hinterher niemand mehr genau. Aber plötzlich stoppte das ganze Gerede in dem Geschäft, und es trat Totenstille ein. Hans Joensen hatte in seinem betrunkenen Zustand den Bauern aus Sund als Dieb bezeichnet.

Der Riese blieb ungerührt in seinem Stuhl sitzen. Kein Muskel zuckte in seinem harten Gesicht. Er saß da und starrte, als ob nichts geschehen wäre, in die Luft, gleichsam an dem kleinen Mann vorbei, der da vor ihm stand und sich abfüllte.

Dann schnitt des Männleins pfeifende Stimme durch die Stille: „Dieb!“

Der Riese hob langsam den schweren Körper, bis er aufrecht in seinem Stuhl saß. Dann schob er seinen Ellbogen auf den Ladentisch, lehnte den Kopf auf die Hand und schaute den kleinen Mann an, der immer noch da stand und krakeelte.

Es war keine Wut darin, aber es war ein seltsamer Blick, und der zwang Hans Joensen ein paar Schritte zurück, so dass er denjenigen auf die Zehen trat, die hinter ihm standen.

„Zum Teufel noch mal!“

„Er ficht wohl mit den Fersen.“

„Und mit dem Maul“, lautete es aus der Gruppe hinter ihm.

Hans Joensen war feuerrot im Kopf geworden.

„Dieb“, rief er zum dritten Mal.

Der Riese auf dem Stuhl bewegte sich nicht, machte einfach damit weiter, ihn ruhig wie zuvor anzublicken. Aber unter den Leuten hinter ihm entstand ein zorniges Gemurmel, das lauter und lauter, stärker und stärker wurde. Sie fingen an, den kleinen Mann in den Rücken und die Seiten zu knuffen. Noch einen Augenblick, und er würde zum Gelächter werden, in lautem Lachen ertrinken.

Da streckte er seine Hand aus und zeigte auf den Mann im Stuhl.

„Fragt ihn selbst,“ schrie er. „Fragt ihn doch selbst, sage ich, ob es nicht wahr ist. Habe ich nicht gehört, wie er sich in Gegenwart seines Sohnes selbst als Dieb bezeichnete?!“

Die Menge hinter ihm begann ratlos zu wanken.

Aber da stand der Riese mit einem Satz auf, so dass der Stuhl nach hinten kippte. Kerzengerade stand er in voller Größe vor der Menge und ließ seinen Blick von Mann zu Mann gleiten. Und da war nicht einer, der sich nicht unter seinem Blick wie ein kleiner Junge fühlte. Dann schaute er hinunter auf den kleinen Mann. Hans Joensen versuchte, sich rückwärts abzusetzen, aber die Menschenmenge schloss sich wie eine Wand hinter ihm.

„Wenn ich dir jetzt eine Tracht Prügel erteile, kleiner Hans Joensen“, sagte der Riese, „dann darfst du nicht glauben, dass es dafür ist, weil du mich einen Dieb nennst, denn das ist es nicht. Aber ich tu’ das zur Erinnerung an meinen Sohn und auch deswegen, weil du es nötig hast. Es könnte ja sein, dass es dich ein wenig zahmer macht.“

Aber zuerst musst du eine Sache wissen, und das ist, dass das, was ein Vater tut, um seinen Sohn zu retten, mehr wert ist, als von einem solch kleinen Trottel wie dir mit Füßen getreten zu werden.

Und dann sollst du noch eine Sache wissen, und dass sollt ihr alle zusammen hören, dass mein Sohn Nils trotz allem dem näher war, als du es je schaffen wirst: ein guter Mensch zu werden.

Ich habe noch nie die Hand gegen einen erwachsenen Mann erhoben, aber ich habe manchmal Kinder geschlagenen, wenn sie es brauchten. Jetzt werden wir sehen, ob ich das noch kann.“

Einen Augenblick später lag Hans Joensen oben auf der Theke und zappelte und heulte, während der Bauer aus Sund seinen nackten Hintern gründlich und gewissenhaft mit einem Quillajazweig<sup>8</sup> bearbeitete.

Seit jenem Tag sah man nur sehr wenig von Hans Joensen. Aber der Bauer aus Sund ging umher, als ob nichts geschehen wäre.

Als das nächste Mal der Postdampfer ankam, traf der Bauer wie gewohnt ein, um seine Post abzuholen. Doch dieses Mal war es nur die Zeitung.

Der Posthalter machte eine Bemerkung über den Brief. Es war das erste Mal, seit seines Sohnes Weggang, dass er ausgeblieben war. Aber der Bauer schüttelte nur den Kopf, lächelte schwermütig und steckte stillschweigend die Zeitung ein. Dann drückte er dem Posthalter zum Abschied die Hand und eilte nach Hause.

Aber er kam nicht zu Hause an. Zwei Tage später fand man seine Leiche am Ufer unterhalb des Berges. Auf dem Heimweg war er ausgerutscht und abgestürzt.

In der Zeitung in seiner Tasche wurde eine kurze Notiz gefunden, die vermeldete, dass sein Sohn von Bord eines Ausflugsdampfers gefallen und ertrunken sei.

-----

Anmerkungen des Übersetzers:

<sup>1</sup> altes Längenmaß, in Dänemark ca. 62,77 cm entsprechend (= 24 Zoll / 2 Fuß)

<sup>2</sup> „Grind“ bedeutet auf den Färöern neben „Grindwalschule“ auch „Grindwalfleisch“ oder „Grindwalgericht“ und allgemein die mit dem Fang von Grindwalen verbundene Kultur. Ein Grind ist ebenso das konkrete Ereignis.

In früheren Zeiten gab es fest eingeteilte Personen, die das Meer ständig nach einer auftauchenden Grindwalschule beobachten sollten. Sie lösten dann den „*grindaboð*“, den Grindalarm aus.

<sup>3</sup> altes Längenmaß, in Dänemark ca. 1,88 m entsprechend (= 3 Ellen / 6 Fuß)

<sup>4</sup> altes Längenmaß, in Dänemark 31,385 cm entsprechend (= 12 Zoll)

<sup>5</sup> Dieses schwere eiserne Gerät, färöisch *sóknarongul*, hat am Ende eine Öse, an der das Seil befestigt ist, mit der der Grindwal an Land gezogen werden soll.

<sup>6</sup> altes Längenmaß, in Dänemark ca. 7,5 km entsprechend (= 12 000 Ellen)

<sup>7</sup> Der B., färöisch: *sýslumaðurin*, fungierte als lokale Polizeibehörde. Ihm oblag auch die Erhebung von Zöllen und die Beaufsichtigung des Grindwalfangs nebst der anschließenden Fleiszuteilung an die Bevölkerung.

<sup>8</sup> Diese aus Chile stammende Pflanze wird auch als „Seifenrindenbaum“ bezeichnet, weil die getrocknete Rinde als Waschmittel benutzt wurde.

\* Quelle des Originals:

The Project Gutenberg EBook of Fra Færø, by Carl Sørensen

(<http://www.gutenberg.org/files/34786/34786-h/34786-h.htm>)